

# LÜBECKISCHE BLÄTTER

- Aus der Bürgerschaft im Juni 213
- Parteienkarussell 214
- Belttunnel im Hansebelt 215
- Meldungen 216
- Aus der Gemeinnützigen 217
- Chronik Juni 218
- Erinnerung an Peter Holm 219
- „Pöppendorfer Lager“ 220
- „erzähl mir meer“ 221
- Rede zum Tag des Grundgesetzes 223
- Kritiken 227
- Heinrich Stiehl unterrichtet Peter Tschaikowsky 230
- Unternehmenskultur 239





# LÜBECKISCHE BLÄTTER

4. Juli 2015 · Heft 13 · 180. Jahrgang · Zeitschrift der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

## Erstaufnahme-Einrichtung Bornkamp gescheitert

### Die Bürgerschaft im Juni

Burkhard Zarnack

Es besteht kein Zweifel daran, dass die beiden Lager, die für und gegen den Verkauf des Bornkamp-Sportplatzgeländes an das Land Schleswig-Holstein votierten, sich nicht darum bemüht hätten, ihre jeweiligen Standpunkte plausibel und überzeugend zu vertreten. Dass der Verkauf und damit eine zügige Einrichtung für das Erstaufnahmelager scheitern würden, wurde bereits ein paar Tage vor der Bürgerschaftssitzung bekannt.

Ob diejenigen, die aus ihrer Überzeugung heraus gegen den Verkauf antraten (CDU, FDP, Die Linke, Die Grünen, Freie Wähler, Parteipiraten und BfL), an die kritische Tragweite und nachhaltige Außenwirkung ihrer Entscheidung gedacht haben, bleibt abzuwarten. Auf jeden Fall aber wird die negative Entscheidung für die Erstaufnahme in der Hansestadt Lübeck zeitliche Verzögerungen hervorrufen.

Auf die vielen Vertagungen der Bürgerschaftssitzung soll hier nicht weiter eingegangen werden. Vielleicht, so könnte man dem Prozedere dieser Bürgerschaftssitzung zugutehalten, wollten sich die Vertreter dem Thema „Bornkamp“ ganz widmen. Sei's drum.

Zum Verlauf der Debatte:

Gleich Engelszungen verkündete Marcellus Niewöhner (BfL) zu Beginn der Debatte – und die folgenden Formulierungen verwendeten fast alle Redner der Ablehnungsfraktion – dass es a) um eine reine Sachentscheidung gehe und dass (b) die Ablehnung des Grundstücksverkaufs keinen Rückschluss auf eine generelle Gegnerschaft

gegen die Aufnahme von Flüchtlingen zuliebe.

Eine weitere Reihe der ablehnenden Argumente stellten die Vorwürfe gegen die Landesregierung dar. Diese sei der Stadt keinen Schritt entgegengekommen, beharre unflexibel auf einer Kapazität der Einrichtung für 500-600 Flüchtlinge und wolle von kleineren Einheiten (die Stadt Lübeck hätte drei kleinere Einrichtungen vorgeschlagen) nichts wissen. Die Vorwürfe gipfelten in Formulierungen wie: „Sind wir denn eine Diktatur?“ (Christopher Lötsch, CDU) oder: „Wir möchten, dass es um Flüchtlinge geht, nicht um Kosten“ (Ragnar Lüttke, Die Linken) und: „Wir sind keine Befehlsempfänger der Landesregierung“ (Bruno Böhm, Freie Wähler).

Parteiliches „Klein, Klein“ blieb dann auch nicht aus: „Wir wehren uns gegen die Diktatur der SPD“ (Volker Krause, BfL) oder: „Wir baden die Fehler der Landesregierung aus“ (Chr. Lötsch, CDU).

Die Argumente der SPD – denn sie stimmte allein für den Verkauf – griffen u.a. auf die Gesetzeslage zurück. Die bundesgesetzliche Vorgabe gehe von Einrichtungen aus, die eine Kapazität von (mindestens) 500 Flüchtlingen aufweise. Jan Lindenau (SPD) vertrat die Auffassung, dass die Kommune nur über den Grundstücksverkauf zu entscheiden habe, nicht aber über die Kapazität der vom Land betriebenen Einrichtung.

Bildungssenatorin Weiher erinnerte an die Verpflichtung Lübecks als interkulturelle, weltoffene Stadt, die der „Taktik der Kleinerichtung“ nicht auf

den Leim gehen solle. Nicht zuletzt aus der Sicht der Kinder und Jugendlichen, die in dieser Einrichtung auch schulisch betreut werden müssen, seien größere Einrichtungen pädagogisch sinnvoller.

Senator Schindler machte darauf aufmerksam, dass bestehende Ersteinrichtungen auf das Gesamtaufnahmekontingent in anderer Weise verrechnet würden, als wenn diese Einrichtungen nicht bestünden. Nach der Ausländeraufnahmeverordnung muss Lübeck 2015 7,8% Flüchtlinge aufnehmen, das würde die Aufnahme von 1700 Personen bedeuten. Fehlt eine Erstaufnahmeeinrichtung, müsste die Hansestadt aber 2000 Flüchtlinge aufnehmen. Seine Ausführungen schloss der Senator mit der Frage: „Warum trauen Sie sich nicht“?

Bemerkenswert in der gesamten Debatte blieb die immer wieder vorgebrachte Anmerkung, dass es bei der Ablehnung des Grundstücksverkaufs Bornkamp nicht „um Rassismus“ gehe, sondern um eine Frage der kommunalen Selbstverwirklichung.

Ob diese Feststellung einer kritischen Betrachtung – auch bei einem unvoreingenommenen Blick von außen – standhält, bleibt fraglich. Ist die Bürgerschaft bei ihrem Beschluss wirklich klug beraten gewesen oder folgte sie einem zweifelhaften emotionalen und/oder taktischen Reflex auf vermeintlich „gute Argumente“?

Inwieweit sind im Vorfeld dieser Entscheidung der Landesregierung sichere (=verkaufsfähige) alternative Grundstücksangebote (für mehrere kleine Einheiten) ernsthaft unterbreitet worden?

# Bürger für Lübeck (BfL): Vermehrte Chancen für die bürgerlichen Parteien in der Bürgerschaft?

## Verschiebt sich das Gewicht nachhaltig?

Burkhard Zarnack



Senatorin Kathrin Weiher bei ihrem Vortrag über die künftige Museumslandschaft in der Hansestadt (Fotos: BZ)

Sieben Jahre BfL in der Bürgerschaft veranlasste diese kleine bürgerliche Partei zu einer Zusammenkunft. Als Ort wählte die Parteileitung das Hansemuseum. Der Fraktionsvorsitzende, Marcellus Niewöhner, betonte in seinem Jahresrückblick, dass sich die Konstellation in der Bürgerschaft seit der Wahl der neuen Senatorin Weiher verschoben habe. Erstmals hätte sich – zusammen mit den Grünen – der bürgerliche Block durchgesetzt.

Der rot-grüne Block habe sich aufgelöst; wechselnde statt sichere Mehrheiten bestimmen das Abstimmungsverhalten der gegenwärtigen Bürgerschaft. Niewöhner begrüßte auch die anderen Veränderungen, die im Zuge dieser Verschiebungen möglich wurden: Die Aufstockung des Hauptausschusses auf zwölf Mitglieder, so dass auch kleinere Fraktionen vertreten sind und die Tatsache, dass Aufsichtsratsmandate nur noch an Fraktionen, und zwar nach gleichgewichtiger Stimmenzahl und nicht nach dem Mehrheitsprinzip vergeben werden.

Im Zusammenhang mit den Auseinandersetzungen innerhalb der CDU wegen einer möglichen Koalition mit der SPD lud Niewöhner unzufriedene CDU-Mitglieder ein, in die BfL zu wechseln. Den Antrag der SPD, eine Dreiprozenthürde für die Wahlen zur Bürgerschaft einzuführen, bezeichnete Niewöhner als Ohrfeige für den fraktionslosen Bruno Böhm, der

schließlich viele Male für eine Mehrheit von Rot-Grün gesorgt hätte.

In Anspielung auf das Gerangel von SPD und CDU um Senatorenposten betonte er, dass es seiner Partei nicht um Pöstchen gehen würde, sondern um diejenigen Inhalte, die für die Stadt wichtig seien. Dazu gehöre auch das „Sparen lernen“. Niewöhner begrüßte den Vorschlag von Senatorin Weiher, die Ausgaben des Sozialhaushaltes kritisch zu überprüfen und gegebenenfalls Kürzungen vorzunehmen. Er mahnte darüber hinaus an, für die Finanzverwaltung eine eigene Senatorenstelle zu schaffen und Bürgermeister Saxe von dieser Aufgabe zu entlasten. Begründung: „Saxe hat bewiesen, dass er die Stadtfinanzen nicht im Griff hat“.

Die von der BfL zu einem Vortrag über Rolle und Bedeutung der Hanse und des Hansemuseums eingeladenen Senatorin, Kathrin Weiher, sprach die Hoffnung aus, dass die Bereicherung der Museumslandschaft der Hansestadt zwischen beiden Trägern (Stadt und Hansemuseum) zu einer einvernehmlichen Zusammen-

arbeit führen werde. „Keins der Museen steht in Konkurrenz zum Hansemuseum; das Hansemuseum hat noch gefehlt“ und stelle eine willkommene Ergänzung der nunmehr breit aufgestellten Museumslandschaft dar.

Frau Weiher betonte, dass die Politik die Rahmenbedingungen schaffen müsse, die eine Zusammenarbeit beider Kulturträger ermögliche. Im Idealfall käme ein Lübeck-Tourist in Zukunft nicht „auch“ wegen des Buddenbrookhauses, „auch“ wegen des St. Annen-Museums oder „auch“ wegen des Hansemuseums nach Lübeck, sondern „wegen“ dieser Einrichtungen und um diese gezielt zu besuchen. Sie schlug vor, einen Freundeskreis für die Museen der Stadt aufzubauen, denn „ein Museum lebt von den Menschen, die sich darin engagieren“.

Die Zusammenkunft der BfL wurde durch ein Oboen-Duett mit Uwe Diezand und Pierre-Antoine Soulier von der Musikhochschule umrahmt. Die Solisten spielten eine Sonate von Georg Friedrich Telemann.



Oboen-Duett: Uwe Diezand und Pierre-Antoine Soulier von der Musikhochschule

# Autobahn-Maut, BELTRETTER und Trassenaussichten

Hagen Scheffler

## Was wird aus der Autobahn-Maut?

Das milliardenschwere Tunnelprojekt unter dem Fehmarnbelt soll Skandinavien besser mit Kontinentaleuropa verbinden, ein Ziel, das von der EU-Kommission mit hohen finanziellen Zuwendungen unterstützt wird. Die Vision von der schnelleren Anbindung und besseren Verständigung könnte aber einen kräftigen Dämpfer erhalten, wenn sich Verkehrsminister Alexander Dobrindt mit seinem Gesetz zur Erhebung von Mautgebühren für ausländische Nutzer deutscher Autobahnen gegen Brüssel durchsetzen sollte. Denn Autobahnvignette trennt, was Tunnel verbinden soll. Autofahrer wollen keine zusätzlichen finanziellen Belastungen zu den bisher bestehenden. Auf die Tunnelbetreiber kommt da ein interessantes Problem zu, wenn sich Dobrindt letztendlich gegen die EU-Kommission durchsetzen sollte. Vorerst aber hat er sein Mautgesetz auf Druck aus Brüssel stoppen müssen und muss die kritischen Anfragen aus Brüssel innerhalb der nächsten zwei Monate beantworten



Ananda Julia Albert und Karin Neumann von den BELTRETTERN präsentieren das blaue Stoppsignal

Laut Staatsvertrag zwischen Dänemark und Deutschland (2008) ist für den knapp 18 Kilometer langen Tunnel nach Art. 2 eine „vierstreifige Straßenverbindung mit der technischen Qualität eines Autobahnstandards“ vorgesehen. Für den deutschen Teil im Tunnel müssten also die Autofahrer, die zunächst die Tunnelmautgebühr entrichtet haben, obendrein auch noch die Autobahnvignette bezahlen. Der Witz ist, dass laut Art.5/2 des Vertrages der „Ausbau der Straßenverbindung E 47 zwischen

Heiligenhafen (Ost) und Puttgarden“ nur als eine „vierstreifigen Bundesstraße“ vorgesehen ist. Zu einer Autobahn dürfte niemand einen wirklichen Unterschied erkennen, aber der skandinavische Einkaufs- und Schnapstourismus bis Heiligenhafen sollte wohl von weiteren Gebühren freigehalten werden, wenn nicht die ca. neun Kilometer umfassende Autobahnstrecke im deutschen Teil des Tunnels wäre.

Die Reederei Scandlines, von der bekannt ist, dass sie auch nach der Inbetriebnahme des Tunnels ihren Fährbetrieb aufrechterhalten will, dürfte sich freuen.

Denn Fährbenutzer umgehen die mögliche Autobahnmaut bis Heiligenhafen. Wenn die Kieler Landesregierung in Berlin für das Teilstück der Tunnelautobahn keine Befreiung von der Sonderabgabe erhält, dann dürften die Verkehrsprognosen für die Tunnelpassage, schon lange ein Schwerpunkt der Kritik der Tunnelgegner, deutlich nach unten zu korrigieren sein. Immerhin besteht das skandinavische Verkehrsaufkommen auf der Vogelfluglinie zu etwa 30% aus Einkaufs- und Schnapstourismus im Grenzverkehr.

## Die „BELTRETTER“

15 Initiativen in der Raum von Lübeck bis Fehmarn haben sich einschließlich der „Allianz gegen die feste Fehmarnbeltquerung“ mit der Fehmarninitiative „Bewahrt Fehmarn!“ zusammengeschlossen zu der neu formierten Aktionsgruppe „BELTRETTER“.

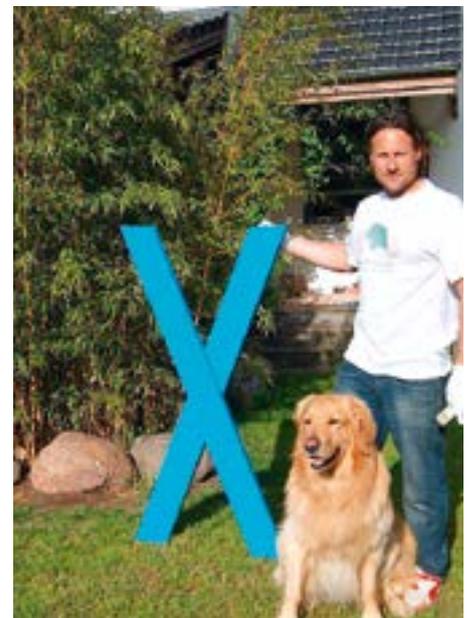
Aus der Initiative „Bewahrt Fehmarn!“, die soeben in Berlin den deutschen Preis für „Onlinekommunikation“ in der Kategorie „Digitale Public Affairs“ gewonnen hat, kommen die neuen Anstöße für die mediale PR-Offensive der Tunnelgegner. Das neueste Plakat zeigt die bekannte Rautengeste der Bundeskanzlerin und den Schriftzug:

„Fingerweg vom Fehmarnbelt. Für eine Ostsee ohne Tunnelterror.“

## Trassen-Aussichten

Die Deutsche Bahn hat die technische Vorplanung für ihre Vorzugstrasse

der Hinterlandanbindung zum Belttunnel abgeschlossen. Im Gegensatz zu der von Kiel vorgeschlagenen Neubau-Trasse (von Ratekau bis Scharbeutz: östlich der A 1; von Scharbeutz bis Neustadt: westlich der A 1) scheint nun die Bahn ihre neue Trasse von Ratekau bis Scharbeutz nur östlich der A 1 und damit näher an den Ostsee-Bädern verlaufen zu lassen. Baubeginn 2019 und Fertigstellung 2024. Zu den Kosten wird sich die Bahn erst später äußern. Wie die Ostseebäder auf diese Vorzugstrasse der Bahn reagieren, bleibt



Frank Neumann aus Presen auf Fehmarn hat den Prototypen gebaut

abzuwarten, die Bahn will mit ihnen ins Gespräch kommen.

Offen bleibt die Frage, ob die geplanten Güterzüge bis 2024 über die bisherige Bestandstrasse durch die Ostseebäder rollen werden, wenn Dänemark den Belttunnel, wie bisher geplant, 2021 fertiggestellt haben sollte.

Jetzt beraten wir Sie auch in Lübeck



BERATEN · GESTALTEN · HANDELN  
**KLINDWORT & PARTNER**  
vereidigter Buchprüfer - Steuerberater

Adolfstr. 5a, 23568 Lübeck · Ringstr. 17, 23611 Bad Schwartau  
Tel. 0451/300 991 - 0 · www.klindwort.com

## Geschichtsverein

Di 15. Juli, 17.30 Uhr, St. Annenstr.

### Führung durch die Synagoge

Thomas Schröder-Berkentien und  
Michael Scheffel

Anmeldung dringend erforderlich:  
122 41 52

Dieses ist ein Zusatztermin, denn wegen der großen Nachfrage ist der Führungstermin am 8. Juli bereits ausgebucht.

## Grüner Kreis

Mi, 8. Juli, 17.30 Uhr, Schulgarten



### Soirée im Grünen Salon

Literarische Blütenlese mit dem Flötenensemble „Mus-cari“

So, 12. Juli, 11.30 Uhr, Schulgarten

### Interkulturelle Begegnung mit botanischen Neubürgern im Schulgarten

Dr. Silke Lütt, Biologin aus Kiel, Vortrag und Führung

## Musikerkennen – Das moderierte Themenkonzert

Mi, 15. Juli, 16 Uhr, Hanse Residenz Lübeck

### Duo Saitenzungenspiel

Tango Nuevo – *la pasión de la vida*

Eintritt 8 Euro

„Musikerkennen“ ist ein Förderprojekt der Musikhochschule: Klassische und neue Musik wird konzertant und moderiert geboten. Die Gäste erleben das Können der besten Nachwuchsmusiker.

## Reformierte Kirche

So, 5. Juli, 19 Uhr, Königstr.18

### Arien-Konzert

Zur Aufführung kommen Opernarien von Händel und aus seinem „Messiah“ sowie die eindrucksvolle Arie „Die öffentlichen Verleumder“ für Bariton und Streicher, die der Lübecker Komponist Michael Töpel nach einem Text von Gottfried Keller vertont hat. Als „Aperitif“ präsentieren die Streicher Griegs beliebte „Holberg-Suite“

### Musiker

Jan Westendorff, Bariton

Tobias Hain, Trompete

Streicherensemble ConCorda Lübeck

Karten 10 Euro/8 Euro an der Abendkasse

## BIRL

Sa, 11. Juli, Treffen: 7.50 Uhr in der Bahnhofshalle, Abfahrt 8:02 Uhr

## Wismar-Tag

Themen in Wismar sind Welterbe-Zentrum, St. Georgen, Fürstenhof, alte und neue Architektur am Stadthafen.

## Lübecker Autoren

28. bis 30. August, Fahrt nach Erkner

### Litera-Tour „Auf den Spuren von Gerhart Hauptmann“

Mit einem Besuch Potsdams. Noch sind einige Plätze frei.

Auskünfte unter [www.luebecker-autoren-kreis.de](http://www.luebecker-autoren-kreis.de) oder Telefon 04509/8250

## GEDOK

So., 19. Juli, 11.30 Uhr

### NordArt in Büdelsdorf bei Rendsburg

Führung durch die Ausstellung

Es wäre schön, wenn Sie/Ihr sich bei Interesse bei uns melden könnten. Wir können Fahrgemeinschaften bilden oder uns für einen Zug verabreden.

Gäste können gerne mitgebracht werden. Kosten entstehen in Höhe von 12 Euro, ermäßigt 9 Euro (ab 12 Personen) und ein kleiner Anteil für die Führung.

Kontakt: Annette v. Gerlach-Zapf: Tel: 0171 8649319

## Geographen und Völkerkundler

Mo, 5. Oktober, 18 Uhr, Ratskeller Lübeck

### Weltenbummler-Stammtisch

Lockere Gespräche unter Weltenbummlern und denen, die es werden wollen. Thema dann: Dschibuti. Mit Dr. Klaus Schuback. Eintritt: frei - Spende erbeten.

## 150 Jahre Eisenbahn Lübeck-Hamburg

Am 1. August 2015 wird die direkte Eisenbahnverbindung Lübeck-Hamburg, ohne den seit 1851 bestehenden Umweg über Büchen, 150 Jahre alt. Nach bisherigen Informationen sind keine Veranstaltungen seitens der Hansestadt Lübeck oder der Deutschen Bahn geplant. Wir bitten aber um Beachtung der Tagespresse in der letzten Juli-Woche, falls doch noch etwas veranstaltet werden soll.

## Live im CVJM

So, 5. Juli, 21 Uhr, Große Petersgrube 11

### Manfred Schoof und das Peter Ortman Trio

Sondergastspiel und Saison-Abschlusskonzert

Eintritt: 15 Euro (Vorverkauf: 12 Euro); Schüler und Studenten: 8 Euro

## Natur und Heimat

Sa, 18. Juli, Treffen: 08.44 Uhr Parkplatz Hubertus, Linie 6 (ZOB 08.24 Uhr)



### Garrensee – Salem – Garrensee

Tageswanderung, ca. 16 km,

Rucksackverpflegung, Badegelegenheit, Anfahrt mit Privat-Pkw, Fahrkostenbeteiligung

Anmeldung: Friedel Mark, Tel. 7060274

Sa, 1. August, Treffen: 08.50 Uhr Bahnhofshalle, Zug 09.09 Uhr



### Delvenau-Schleusentour

Tageswanderung, ca. 16 km, Rucksackverpflegung, Gruppenfahrtschein

Kontakt: Ilse Gerlach, Tel. 404820

Sa, 15. August, Treffen: 08.50 Uhr Bahnhofshalle, Zug 09.06 Uhr



### Rund um den Lanker See

Tageswanderung, ca. 15 km, Rucksackverpflegung, Gruppenfahrtschein.

Kontakt: Hilde Veltman, Tel. 604700

Sa, 29. August, Treffen: 08.45 Uhr Bahnhofshalle, Zug 09.08 Uhr



### Grünes Hamburg und Dahliengarten

Tageswanderung, ca. 17 km, Rucksackverpflegung, Gruppenfahrtschein

Kontakt: Christa Neubeck, Tel. 495741

## Schleswig-Holstein-Musik-Festival

Sa, 11. Juli, 10 bis 17 Uhr, Königstraße, Behnhaus  
**P e t e r T s c h a i k o w s k y**  
(Symposium)



10. Juli bis 12. Dezember,

Brahms-Institut, Villa Eschenburg

### Kontrapunkte

Tschai-kowsky und Brahms

Ausstellung und Beiprogramm



## Ländersalon im Interkulturellen Sommer

Jeden Mittwoch um 18 Uhr wird seit dem 3. Juni ein Land in 60 bis 75 Minuten allein durch Erzählen und sprachliche Darstellung vorgestellt – je nach Art und Geschmack des Redners. Es wird vorgetragen, rezitiert und vorgelesen. (Idee und Konzeption: Antje Peters-Hirt)

Mi, 8. Juli, 18 Uhr

### Italien

*Hagen Scheffler*

Ein Land, das seit der Antike Menschen in den Bann gezogen hat bis heute: z. B. Etrusker, Griechen, aber auch deutsche Kaiser, Pilger, Kunst- und Bildungsreisende und immer wieder Flüchtlinge. Eine Spuren- und Motivsuche und persönliche Eindrücke.

Mi, 15. Juli, 18 Uhr

### Ukraine

*Eva Albota und Karl-Friedrich Klotz*

Im letzten Jahr verschoben sich wieder Grenzen in Europa. Die Ukraine ist schon lange ein Grenzland zwischen den europäischen Machtbereichen und Heimat für viele Völkergruppen, hat aber bis heute keine befriedeten Grenzen. Die Geschichte dieses Landes wird an dem Ukraineabend beispielhaft nachvollzogen am Schicksal von Männern und Frauen in der Literatur des letzten Jahrhunderts.

Mi, 22. Juli, 18 Uhr

### Tuvalu

*Stefan Schmidt*

Der Lübecker Kapitän Stefan Schmidt hielt sich viele Male im weit ab „down under“ gelegenen Inselstaat Tuvalu auf. Was das Besondere an Tuvalu ist, darüber berichtet der als Flüchtlingskapitän bekannt gewordene heutige Flüchtlingsbeauftragte. Er schildert seine Eindrücke von Land (und Wasser) und Leuten.

Mi, 29. Juli, 18 Uhr

### Syrien

*Frauke Borchers*

Der Schwerpunkt liegt auf Damaskus. Frauke Borchers berichtet: wie sie als Reisende die älteste, durchgehend besiedelte Stadt der Welt bei vielen Besuchen erlebt hat, welche Stärken die Stadt und ihre Bewohner/innen haben und welche Widrigkeiten anstrengten, wie sie durch zwei eigene Ausstellungen in viele Familien eingeladen wurde und die Stadt dadurch auch persönlich kennenlernen konnte.

Mi, 5. August, 18 Uhr

### Iran

*Dr. Hans Arnold*

Wer heute nach Shiraz fliegt in der Erwartung, eine Stadt der Rosen und des nach ihr benannten Weines (Syrah) vorzufinden, wird enttäuscht. Der Weinbau ist verboten, und die Rosen in den schönen Parks können sich mit denen in unseren Rosarien nicht vergleichen. Doch Stadt und historische Relikte der weiteren Umgebung wurzeln tiefer beim Brunnen der Vergangenheit als man in Deutschland ergraben kann.

Mi, 12. August, 18 Uhr

### Dänemark

*Doris Mührenberg*

In einer Mischung aus Lesungen, Vortrag und der Erzählung persönlicher Eindrücke wird das Land Dänemark, mit dem Lübeck eine 1000jährige Geschichte verbindet, vorgestellt werden. Es geht um H. C. Andersen, Martin Andersen Nexø, Waldemar II., die besondere Insel Bornholm, die Königsfamilie und vieles mehr.

Mi, 19. August, 18 Uhr

### Österreich

*Jutta Kähler*

Von der Strudlhofstiege zum Heldenplatz: Literarische Spaziergänge durch Wien: „Sissi, Walzerseligkeit“ oder Wien: „Versuchsanstalt für den Weltuntergang“? Ein Streifzug durch Wien, das „fidele Grab an der Donau“, in Begleitung von Doderer und Bernhardt, Karl Kraus und Ilse Aichinger, Peter Altenberg, Kafkahaushausliteraten und vielen anderen Schriftstellern.

Mi, 26. August, 18 Uhr

### Schweden

*Marlies Behm*

Die frühere künstlerische Leiterin der Overbeck-Gesellschaft berichtet Erstaunliches, Interessantes, Schrilles und Kontroverses aus ihrem Schweden, dem Land des Kunsthandwerkes. Man darf sich auf spezifisch schwedische Details der angewandten Kunst im Norden freuen!

## Lübecker Stadtdiskurs

Mi, 15. Juli, 19 Uhr, Königstr. 5, Großer Saal, Eintritt frei

### Stadt, Wissenschaft, Bürger

#### Thesen zu einem spannungsreichen Verhältnis

*Prof. Dr. Klaus Selle, Technische Hochschule Aachen*

Wissenschaft ist die neue Produktivkraft, von der wesentliche Impulse für die Entwicklung von Städten ausgehen. Das Verhältnis der akademischen Welt zur lokalen Zivilgesellschaft auf der einen und der kommunalen Planung und Politik auf der anderen Seite ist allerdings schon seit alters her ein spannungsreiches.

## Bücherei der Gemeinnützigen

Die Bücherei macht Sommerpause und ist vom 10. Juli bis zum 10. August geschlossen. Ab 11. August findet der Büchereibetrieb dann wie gewohnt wieder statt.

## Als neue Mitglieder begrüßen wir:

Ellen Ahlmann-Eltze

Wolfgang Dohm

## Unsere Schauspielschule präsentiert

Mo, 13. Juli, 19 Uhr, Königstr. 17, Theaterhaus

### Top Secret

*Gruppe der 10- bis 13-Jährigen*

Leitung: Ria Ohmstede

Im Internat Hohenstedt soll „Romeo und Julia“ zur Aufführung gebracht werden, der Kampf um die weibliche Hauptrolle ist voll entbrannt.

## Kreative Milieus in der Stadtentwicklung

# „Lübecker Stadtdiskurs“ auf schöpferischen Pfaden

Der „Lübecker Stadtdiskurs“ in der Gemeinnützigen begab sich auf sehr anregende Weise auf zunächst scheinbar abseitige Pfade, und es schien in dem Vortrag von Klaus Overmeyer (Bergische Universität Wuppertal), als ob die Hansestadt mit ihrer Altstadt kein allzu großes Feld für seine Überlegungen bietet. So stellte sich Overmeyer auch eingangs die Frage, was denn Lübeck mit seinem Anspruch, eine oft alte, aber hohe Qualität in der Baukultur zu erhalten, in Sachen kreative Stadt- und Raumgestaltung in Zukunft gestalterisch zu beachten und zu bedenken hätte.



Am Beispiel des Potsdamer Platzes im Berlin unmittelbar nach dem Mauerfall legte Overmeyer dar, was er mit kreativen Veränderungen im öffentlichen Raum eigentlich meint. In Berlin überließ die

Stadtverwaltung einen Teil des Areal der Eigenentwicklung. So entstanden auf dem (vorübergehend nutzbaren) Areal z. B. ein Golfplatz, Freizeiteinrichtungen sowie neue Nutzungsideen im gewerblichen und privatwirtschaftlichen Sektor.

Am Beispiel eines (leer stehenden) Gebäudes in Wien-Meidling zeigte Overmeyer, wie ein Gebäude – zeitlich befristet – für die freie Nutzung zur Verfügung gestellt wurde (zunächst für drei Monate) und wie Menschen, die z. B. ihr handwerkliches Geschick anboten, dieses Gebäude günstig nutzen konnten, um etwas herzustellen oder zu reparieren. Über einen Verein und eine eigens dafür eingerichtete Stelle für Stadtentwicklung („Mehrfach“) entfaltete sich binnen kurzem eine „hybride Mischung“ von Kreativität: Temporäre Nutzung als Tor zu einer Kreativwirtschaft.

Schlussfolgerung und Ansatz (auch für Lübeck, z.B. für die Wallhalbinsel): „Hybride Räume bilden sich meist dort, wo die planerischen Verhältnisse nicht eindeutig determiniert sind.“

Die Stadt (die Stadtplanung) steht heute vor anderen Herausforderungen als vor 50 Jahren. Dem notorischen Geldmangel der Kommunen stehen Aktivisten und Unternehmensgründer gegenüber, deren Initiativen zusammengebracht werden müssen, und zwar so, dass beide Seiten profitieren.

Für Overmeyer gibt es deshalb nur die Konsequenz, dieser Entwicklung Raum zu geben und davon Abschied zu nehmen, alles und jedes in einer Stadt überplanen zu wollen. Man müsse auch im städtischen Bereich Entwicklungen zulassen

und nicht von vornherein alles festlegen, so seine Kernaussage. Unschärfe und Bewegung, Unplanerisches wie auf einer Wetterkarte, seien Kennzeichen dieser Vorgehensweise (er zeigte auch Entwicklungen in einem Areal auf, z. B. in der Hafencity Hamburgs, anhand der Grafik einer Wetterkarte).

In der anschließenden Diskussionsrunde wurde kritisch bemerkt, dass eine Zwischennutzung, z. B. bei Leerständen, kein Allheilmittel sei. Es gäbe aber auch in Lübeck Beispiele für kreative Nutzungen, so die leer stehende Druckerei in der Kalandstraße, die durch die Gemeinnützige inzwischen immerhin teilgenutzt werde. Unverständnis wurde aber auch darüber geäußert, dass der hohe Leerstand in manchen Teilen der Altstadt auffällig sei und eine bessere (kreative) Planung erforderlich mache.

Overmeyer regte an, den Leerstand als Chance zu verstehen, z. B. ihm mit einem Leerstandsfonds (eigene Anm.: in Berlin gibt es einen „Kreativfonds“ von der Investitionsbank) unter die Arme zu greifen, um eine andere vielfältigere Kultur in die Stadt zu bringen. Grundsätzlich sei diesem Problem nur beizukommen, wenn man nicht nur Kreativität zulasse, sondern sich auch Zeit nehme, um freie Entwicklungen einzuräumen, denn die lebendige Stadt kennzeichne „die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“.

Vielleicht öffnen Overmeyers Gedanken auch Räume für die kreative Entwicklung der Wallhalbinsel oder sogar für eine Reihe von Industriebrachen (Schlachthofgelände, Schiffbauhallen der LMG, mehrere Gebäude im Glashüttenweg).

*Burkhard Zarnack*

## Lübecker Chronik für den 1. - 15. Juni

**2.** Die Autobahnabfahrt Lübeck-Mitte wird wegen Bauarbeiten über Wochen gesperrt ••• Die Deutsche Stiftung Denkmalschutz fördert die Sanierung des Langhauses des Heiligen-Geist-Hospitals mit 75.000 Euro. Die Sanierungskosten betragen rund 3,3 Mio. Euro.

**4.** Die Brücke über die Trave bei Reecke wird eingehoben. ••• Nach Umbauarbeiten eröffnet der Citti Markt seinen neuen

Haupteingang ••• Der Wirtschaftsausschuss beschließt, dass die Stadt die un gerechtfertigt erhöhten Erbbauzinsen an die Betroffenen zurückzahlen muss. 7,2 Mio. Euro erhalten die Pächter zurück.

**5.** Mit der Bundesverdienstmedaille wird durch Bundespräsident Joachim Gauck Freya Schwachenwald von den Bücherpiraten ausgezeichnet. ••• Die Stadt wird den von dem Streik des pädagogischen Per-

sonals der Kindertagesstätten betroffenen Eltern die Kita-Gebühren zurückerstatten.

••• Im Jugendhilfeausschuss kritisiert Kultussenatorin Kathrin Weiher die Höhe der Zuwendungen für die Träger der sozialen Dienstleistungen, insbesondere die neuen Budgetverträge, die einen Ausgleich der Lohnerhöhungen, während der Laufzeit des Budgets vorsehen. ••• Im Alter von 66 Jahren verstirbt der frühere Oberstudienrat an der OzD, Hans Schaper.

**9.** Auf der Vertreterversammlung des Lübecker Bauvereins konnte der Vorstand über eine positive Entwicklung berichten. Die Bilanzsumme beträgt 280,3 Mio. Euro, das Eigenkapital stieg von 44,6 auf 46,2 Mio. Euro. Die Spareinlagen stiegen von 38,3 auf 44,3 Mio. Euro.

**10.** Die Stadt plant den Ausbau und die Modernisierung des Buniamshofes, Kosten 824.000 Euro.

**11.** Pastor Matthias Libermann wechselt von der Auferstehungsgemeinde nach Hamburg Winterhude/Uhlenhorst.

**14.** Domvogt Gerald von Rhein (63) wird in einem Gottesdienst im Dom nach 27-jährigem Dienst verabschiedet.

**12.** Die Kraweel „Lisa von Lübeck“ kollidiert auf der Höhe der früheren Her-

renbrücke mit einer Frachtfähre. ••• Die vier Lübecker Wohnungsbauunternehmen – Grundstücksgesellschaft Trave mbH, Lübecker Bauverein, Neue Lübecker und Vereinigte Baugenossenschaft – wollen auf dem Baggersand in Travemünde 230 Mietwohnungen errichten.

**15.** Die Waldorfschule in Eichholz feiert ihr 40-jähriges Jubiläum.

(h/jw)

## Erinnerung an Peter Holm

Über Jahrzehnte prägte Peter Holm als Kritiker die Kunstszene in Lübeck kräftig mit. Nachdem er als Volontär die „Lübecker Nachrichten“ kennengelernt hatte, ging er erst einmal zum „Flensburger Tageblatt“, wo es ihn aber nicht allzulange hielt. Seit den frühen 70-er Jahren war er fester Redakteur der LN – teilweise noch unter dem legendären Kulturchef Jan Herchenröder – später als hauptsächlich für die Kunst in Lübeck zuständiger Redakteur des Lokalteils.

Holm pflegte einen erfrischend direkten Umgang mit der Kunst, häufig erst einmal völlig unverdreht von seinen Seherfahrungen erzählend, besonders dann, wenn ihm die Werke gefielen, wenn er also Zugang gefunden hatte. Er ließ sich gerne begeistern. Dennoch war er im notwendigen Sinne unzuverlässig: Wenn er den begründeten Eindruck hatte, ein von ihm prinzipiell hoch geschätzter Künstler gehe unter sein Niveau, konnte es sein, dass er ihn bei Sammelausstellungen einfach verschwie. Und: was er nicht als überzeugend erachtete, nannte er auch so. Als sich die damalige Gemeinschaft Lübecker Maler und Bildhauer nach einer Jahresschau einmal von ihm schlecht behandelt fühl-

te, kam es zu einem recht schroffen Gespräch. Er bestand auf seiner Freiheit des Urteils, die er sich von niemandem nehmen lassen wollte. Er war ein Anarch, der sich nur höchst ungern unter Druck setzen ließ. Auch wenn Peter Holms Kritiken ihm ganz gelegentlich Ärger einbrachten: es gibt zahlreiche damals junge Künstler, die von ihm entdeckt und gefördert wurden! Dabei liebte er auch Bewährtes etablierter Künstler, wenn es nicht zu selbstgefällig einherschritt. Er schätzte das Künstlermilieu, was auch ihn schätzte.

Nach annähernd drei Jahrzehnten schied er von den LN und wurde in der Folge Chefredakteur einer Segler-Zeitschrift und später freier Mitarbeiter der „Lübeckischen Blätter“. Dort schätzten wir ihn wegen seiner pointierten Kritiken hoch, aber auch als Gesprächspartner. Damit sind wir beim privaten Peter Holm, der durch seinen Charme und

seinen Witz, auch seinen Sprachwitz, für sich einnahm. Er war ein großartiger Festherr sowohl als Gastgeber wie auch als Gast. Und man meinte ihn ganz bei sich zu wissen, wenn er auf seinem Segelboot „Raule“ die Pinne fixierte oder einem Mitsiegler übergab und auf seinem Akkordeon den selbst komponierten „Raule-Walzer“ spielte. Doch trotz seines Humors und seiner Liebenswürdigkeit bemerkte man, dass er mit der Welt gelegentlich fremdelte, dass seine Heiterkeit diesem Fremdeln auch ein wenig abgetrotzt war. Jetzt ist Peter Holm nach einer langen und alle Kräfte lähmenden Krankheit im Alter von 72 Jahren gestorben.

Martin Thoemmes

## Thomas Manns Anekdote im Gespräch

Am 24. Juni wurde im Rahmen der erfolgreichen Veranstaltungsreihe „Literatur im Gespräch“ im Gewölbekeller des Lübecker Buddenbrookhauses über Thomas Manns Erzählung *Anekdote* diskutiert. Desillusionierung und Scheinhaftigkeit sind die Themen der *Anekdote* von Thomas Mann aus dem Jahr 1908, in welcher Wahrheiten hinter einer bürgerlichen Ehe-Fassade aufgedeckt werden. Der „Schleier der Maya“ reißt.

Auf den Maja-Begriff ist Thomas Mann erstmals wohl bei Nietzsche gestoßen, und zwar im 1. Kapitel der seine Gedankenwelt früh prägenden „Geburt der Tragödie“. 1909, im Jahr nach *Anekdote*, versteht Thomas Mann im Aufsatz *Süßer Schlaf!* „das hitzige Engagement unseres Ichs an Tag und Tun“, das den Menschen um den Schlaf bringen könne, als das, was Gotama Buddha das „Anhängen“ nennt“. Britta Dittmann, die sicher und kenntnisreich moderierte, wurde schließlich nach einer regen Diskussion mit sehr viel Beifall bedacht.

Lutz Gallinat



*Laufte Medizin  
für schöne Zähne*

**DR. WECKWERTH & PARTNER**

Mo. - Fr. 7:00 bis 20:00 · Sa. 7:00 bis 13:00  
ganzjährig geöffnet

St. Hubertus 4 · 23627 Groß Grönau  
Tel. 04509 / 1558 · [www.dr-weckwerth.de](http://www.dr-weckwerth.de)

# Erinnerungszeichen an „Pöppendorfer Lager“ enthüllt

Manfred Eickhölter

„Diese weiße Linie auf dem Asphalt markiert den Lagereingang, das weiße Rechteck rechts dahinter verweist auf den Standort des ehemaligen Pfortnerhauses, und der Lageplan am Parkplatzhäuschen zeigt die Anordnung der 15 Baracken, in denen zeitweise dreistöckige Betten standen. Die Größe einer der Hütten haben wir mit einem rotweißen Baustellenband zwischen Bäumen kenntlich gemacht.“ Hans Rathje Reimers, Forstmeister im Ruhestand und Kenner der Geschichte des Lagers, erläuterte bei der Enthüllung von ersten Erinnerungszeichen am 20. Juni am Parkplatz auf der Straße durch den Forst von Waldhusen nach Pöppendorf deren Bedeutung.

Seit zwei Jahrzehnten wächst das Wissen um dieses mit dem bloßen Auge nicht mehr erkennbare Lager, das 1945 zunächst von der englischen Besatzungsregierung eingerichtet wurde, um als Entlassungsort für die ca. 65.000 in Norwegen in Kriegsgefangenschaft geratenen deutschen Soldaten zu dienen. Dann wandelte es sich rasch in ein Durchgangslager für mehr als 700.000 Heimatvertriebene aus ehemaligen deutschen Siedlungsgebieten in Ostpreußen, Pommern und Schlesien. Lager blieb es bis 1950/51. Ein letzter baulicher Rest wurde um 1980 niedergelegt.

Unter den interessierten Teilnehmern der ersten öffentlichen Führung waren auch mehrere Zeitzeuginnen. „Für uns war das Erreichen dieses Platzes mit den festen Unterkünften und dem regelmäßi-

gen Angebot an Nahrung nach Wochen des Unterwegsseins auf Schiffen oder in Güterzügen mit ungewissem Ziel ein Segen“, berichtete eine 83-jährige Dame, die als Jugendliche mit ihrer Familie aus dem Osten kommend hier versorgt wurde.

„Das Pöppendorfer Lager ist ein positiver Erinnerungsort“, kommentierte Dr. Lutz Fähser, Lübecks bekannter Waldökonom, die Erzählung der alten Dame. Er selbst, Georg Sewe vom Gemeinnützigen Ortsverein Kücknitz und Dr. Wolfgang Muth, Leiter des Museums Geschichtswerkstatt Herrenwyk, haben den lang gehegten Wunsch, das Lager im Waldhusener Forst kenntlich zu machen, mit Hilfe der Possehl-Stiftung verwirklichen können. „In der Vergangenheit kamen Besucher aus Südamerika und Australien, die den Ort besichtigen wollten, von dem aus ihre Eltern in eine neue Zukunft aufbrachen“, erläuterte Hans Rathje Reimers.

Kleine Dokumentationen, bspw. von Schülern der Prenski-Schule und Spaziergänge in den Forst am Erinnerungstag „KlopfKlopf – Lübeck ist weltoffen“, haben bereits viel Wissen zusammengetragen und weiter vermittelt, jetzt bemühen sich die Ethnologen Daniela Ottersdorf und Michael Langer um die systematische Befragung aller noch erreichbaren Zeitzeugen. Und der Historiker Christian Rathmer wird Unterlagen in Archiven in Lübeck, Schleswig und England in nächster Zukunft sichten und auswerten.

„Manche Lagerinsassen waren nur für Stunden hier, viele blieben bis zu anderthalb Monaten, einige auch länger“, weiß Herr Reimers zu berichten. „Vielleicht gelingt es uns eines Tages, eine der sogenannten „Nissenhütten“ baulich zu rekonstruieren, um dort auch unser dann stark erweitertes Wissen auszustellen.“

Zwischen Fachleuten und Zeitzeuginnen blieb an diesem Eröffnungstag im lebhaften Erinnerungs- und Wissensaustausch ungeklärt, ob das Lager offen oder eingezäunt war. Eines ist sicher: Als 1948 eine Gruppe jüdischer Exilanten des Schiffes „Exodus“, denen England die Einreise nach Palästina verweigerte, zwangsweise eintraf, wurde das Lager wie ein Konzentrationslager abgeriegelt und von einem hohen Wachturm aus mit Maschinengewehren bewacht. Drastische Fotos und bitterböse Kommentare in der internationalen Presse machten das Pöppendorfer Lager für kurze Zeit zum weltpolitischen Ereignisort.

Die meiste Zeit aber war das Lager wohl offen, ohne Einzäunung. Doch eine der Zeitzeuginnen, deren Vater 1945 im Lager als Fahrer beschäftigt war, erinnert sich, es sei damals befestigt gewesen. Eine andere Dame, die als Kind das Lager beinahe täglich mit neugieriger Aufmerksamkeit aufsuchte, ist sich sicher, auch 1946 durch ein Loch im Zaun geschlüpft zu sein.

Wichtiger jedoch als die Klärung des Wahrheitsgehaltes derartig kleinteiliger Details blieb am Ende des zweistündigen informationsreichen Spaziergangs eine Äußerung der bereits erwähnten 83-jährigen Dame: „Hier in dem Lager fühlten wir uns als Kinder und Jugendliche wohl. Als wir dann in ein Kinderheim in die Einsiedelstraße umziehen mussten, waren wir traurig.“

Ungeklärt blieb für die Teilnehmer des Spaziergangs an diesem Morgen auch, warum überhaupt an dieser Stelle im Forst ein Lager eingerichtet worden war. Gerne würde man auch erfahren, wie der Name des Lagers zustande kam. Pöppendorf ist vergleichsweise weit entfernt, eine Name mit Bezug zum Waldhusener Forst oder zum Bahnhof Kücknitz, wo die meisten Lagerbewohner ankamen, wäre eigentlich naheliegender gewesen. Eine neu eingerichtete Website, die vor wenigen Tagen freigeschaltet wurde, wird zukünftig diese und andere Fragen zu beantworten versuchen.



Lager Pöppendorf, Erinnerungstafel am Parkplatz im Forst Waldhusen (Foto: Roland Büb)

„Erzähl mir Meer! Geschichten von der See“ Sonderausstellung im Buddenbrookhaus

## Man geht beschwingt und hat die Bitte: Mach Meer!

Übers Meer in die Zukunft. Im Buddenbrookhaus ist bis zum 29. August eine Sonderausstellung zu besichtigen, die thematisch nicht nur frischen Wind und prickelnde Wellen ins Lübecker Backsteinmeer holt, sondern auch Konzepte der musealen Zukunft auslotet. „Erzähl mir Meer! Geschichten von der See“ ist ihr Titel und ihr Konzept überraschend, auch verwirrend und außerordentlich inspirierend.

Wohin geht die konzeptuelle Reise im Buddenbrookhaus? Diese Frage hat die Ausstellungsmacher dazu gebracht, sich an „Dinge zu wagen, die wir uns sonst nicht trauen“, sagt Hans Wißkirchen, Leitender Direktor der Lübecker Museen. Es ist eine Art museale Gretchenfrage im Literaturhaus an der Mengstraße, denn das wird 2018/2019 erweitert und komplett neu gestaltet werden. Und so geht es in dieser Laborausstellung nicht nur um Thomas Manns Umgang mit dem Thema Meer in seinem Werk im Besonderen und ergänzend um Salzwasser in deutscher Literatur im Eiteren, sondern um nichts weniger als die Suche danach, wie Literatur neu ausgestellt werden kann. Nacherzählend, erklärend, biografisch verortend, inszenierend – auf das, was sonst im Hause zu sehen und zu erleben ist, habe man bei dieser Sonderschau deshalb verzichtet, sagt Wisskirchen. Was aber ist denn dann zu sehen?

Man steigt die Treppe in die erste Etage und sieht zunächst – Goldgelb. Allein diese für das Buddenbrookhaus ganz und gar ungewöhnliche Farbe sorgt für eine heitere Ruhelosigkeit, die sich hinter der Tür alsbald steigert: Hier empfängt den Besucher ein Meer von Texten, 100 an der Zahl, jeweils präsentiert in hundertfachen Kopien an den Wänden. Dies sind die Geschichten von der See, die von Hans Albers' „La Paloma“ bis Rolf Zuckowskis „Sommerkinder“ eintauchen in das, was Kuratorin Caren Heuer das „Meergeächtnis“ nennt. Es geht durch Genres und Jahrhunderte, durch Kinder- und Erwachsenenliteratur, durch Kitsch und Kunst. Songtexte, Gedichte, Romanauszüge, Wissenschaftliches, die Schöpfungsgeschichte; beim Buchstaben M natürlich ganz viel Mann: Elisabeth, Erika, Golo, Heinrich, Klaus, Monika, Thomas.

Wer kommt, kann sich bedienen: Leuchtend gelbe Mappen gleich neben der Tür



Julian Mader (links), Philipp Kessling, Helena Kersting, Caren Heuer, Birte Lipinski, Julian Bühler, Antje Löffelholz.  
(Foto: KaLu)

können gefüllt werden mit den jeweiligen Lieblingstexten – oder mit allen – und mit nach Hause genommen werden. Die Präferenzen der Besucher werden wiederum die Ausstellung verändern, sagt Caren Heuer, die Packen der Lieblingstexte schneller abschmelzen lassen als die anderer. Auf 100 deutschsprachige Autoren hat man sich geeinigt, 100, weil das Synonym für „viele“ ist, außerdem beginnt Wasser bei 100 Grad Celsius zu kochen. Und wer zu gründeln beginnt, merkt, wie absichtsvoll Materialien eingesetzt sind. Das Kiefernholz der Vitrine etwa erinnert an den typischen Ostseestrand-Baum und zugleich an Holz vieler Säрге; das leuchtende Goldgelb der Sammelmappe und der Wand erzählt von Sommersonne, aber auch von der Farbe der Ewigkeit und der Missgunst.

Eine Vitrine mit sechs bisher nie gezeigten Urlaubsgrüßen aus den Jahren 1924 bis 1928 von Thomas Mann an seinen Bruder Heinrich, abgeschickt in Italien, auf Rügen und Sylt, ist im räumlichen Herzen der Ausstellung platziert. „Euch allen viele Grüße von diesem rauhen Meer, an dem wir gestern Abend wieder eingetroffen“, heißt es am 2. August 1928 an Heinrich von T., „die Kälte ist schokkierend nach der Münchener Gluthitze, und sonderbar mag es sein, so weit zu reisen, um dies zu haben. Aber so will's das Herz.“ Diese Vitrine ist mit ihrer herkömmlichen musealen Ambition wie ein

Brückenschlag in eine experimentelle Literaturhaus-Zukunft. Die nämlich beginnt im dunklen Raum, der sich anschließt und in dem bei Betreten ein Industrieventilator beginnt, Wind zu machen, in dem Geräusche zu hören sind, die an Windgeheul und Walgesänge erinnern, in dem rechts und links an der Wand das „Buddenbrooks“-Kapitel erscheint, das von Hannos Ferien in Travemünde erzählt, in dem Farbwechsel auf einem Bildschirm die von purem Glück allmählich in Verzweiflung wechselnde Stimmung des Roman-Pennälers zitieren. Studierende der Hamburger Hochschule für bildende Künste haben an dem Konzept mitgearbeitet. Entstanden ist eine Rauminstallation, Ganzkörperliteratur, Kunst.

Und schließlich sollen sich die Besucher als literarische Sammler auch schreibend in die Ausstellung einbringen. Sie sind aufgefordert, das eigene Meer-Gedächtnis zu durchforsten und Erlebnisse zu Papier zu bringen. Schreibmaterial und ein Riesenbriefkasten stehen bereit, auch für die Meinung zum Meer-Konzept. Geleert wird täglich, die Grüße vom Meer sind anderntags an die Wand zwischen die Werke der 100 projiziert.

Man muss sich einlassen auf diese Schau, heißt: ihr Zeit schenken. Dann geht man beschwingt, ein Buch mit Geschichten von der See unterm Arm und hat die Bitte: Mach Meer! Karin Lubowski

# Klangspiritualität als „genuines Intermundium“

## Alexander Skrjabin-Studentag an der Musikhochschule

Hans-Dieter Grünefeld

Die klassische Moderne der Musik hat mehrere, konzeptionell sehr verschiedene Urheber, unter denen der russische Komponist Alexander Skrjabin (1872–1915) ein seltsamer Solitär geblieben ist. Nicht eben nur wegen seiner eigenwilligen Klangästhetik, sondern eher durch den ihm anhaftenden, für viele bis jetzt suspekten Nimbus eines Esoterikers, der die Grenzen von „Sinnlichem und Übersinnlichem“ verwischt. Dies ist auch ein Hinweis auf den Titel der Vorlesung von Dr. Christoph Flamm, die er zum Amtsantritt seiner Professur für Musikwissenschaft an der Musikhochschule Lübeck (MHL) am 6. Juni hielt. Zugleich fand diese Inauguration im Kontext des von Prof. Flamm organisierten Studenttags Skrjabin statt, der einzigen musikwissenschaftlichen Veranstaltung bundesweit zum 100. Todestag des Komponisten. Dazu hatte Flamm vier Referenten eingeladen, die signifikante Aspekte des Skrjabin-Ceuvres beschrieben, analysierten und dessen Rezeption kritisch bewerteten. Aus Berlin waren die Experten Dr. Maria Lettberg und Vladimir Stoupele gekommen, die beide je komplette international ausgezeichnete Zyklen der Klavierwerke von Skrjabin aufgenommen haben. Historischen und aktuellen Tendenzen der Interpretation widmete sich Dr. Lettberg. Sie stellte in ihrer Untersuchung fest, dass zwar Pianisten wie Sergej Rachmaninow und Vladimir Horowitz die Musik von

Skrjabin durchaus gefördert hätten, aber nur bestimmte Werke wie die Etüden, die auch Einfluss auf Jazzpianisten wie Chick Corea und Keith Jarrett hatten. Die Sonate Nr. 10, ein wesentliches Spätwerk, sei gar erst seit ca. 1960 bekannt geworden.

Auch deshalb, weil die größten Schwierigkeiten der Interpretation durch die ungewöhnliche harmonische Sprache entstehen, die einerseits in Ganztonleitern und Pastelltonarten Horizontale und Vertikale zu quasi Zwölftonstrukturen verbinden. Andererseits sei der Notentext, der außer technischen Spielanweisungen auch philosophisch-poetische Anmerkungen

enthält, mit Bezug auf die intendierte mysteriös-ätherische Wirkung der Musik nur undeutlich. Diese Spannung in Balance wie eine „Gewichtslosigkeit“ zu bringen und zugleich einen ekstatischen Klang zu erreichen, sei ein primäres Problem. Wie das möglich ist, demonstrierte Frau Dr. Lettberg selbst in Praxis, und auch Vladimir Stoupele konnte überzeugend darstellen, wie die extremen dynamischen Kontraste der Sonate Nr. 1 zwischen Poesie und Ekstase pendeln. Er meinte, dass Skrjabin komplizierte Strukturen in klare Formen gefüllt habe, Parameter, die ein Interpret ebenso wie die spirituellen Dimensionen zu berücksichtigen habe. Diesen Stil habe nach Skrjabins Tod nur



(Foto: Klassiker.welt.de)

noch der österreichisch / polnische (Exil-)Komponist Karol Rathaus in seiner Sonate Nr. 3 (1927) fortgesetzt. Das Konzept von Skrjabin versandete danach faktisch in einer historischen Nische. Wobei eine Rolle spielte, dass etwa sein Klavierkonzert nicht konventionellen Hörerwartungen entsprach, wie Daniel Müller, Student an der MHL, erläuterte. Statt virtuosem Klavierpart oder solistischem Passagenwerk ist die Klavierstimme in eine organische Gesamtstruktur integriert, sodass sich Pianisten quasi in Selbstdarstellung ihrer Fähigkeiten mit diesem Werk nicht exponieren können. Wie die Stilentwick-

lung bei Skrjabin historisch einzuordnen ist, erklärte Prof. Dr. Oliver Korte von der MHL anhand der „Verselbstständigung des Klangs“, die aus der Aushöhlung der Harmonik während der Romantik resultiere. Skrjabins Hinwendung zu einem monistischen System, insbesondere beim Gesamtkunstwerk „Prometheus“ für Klavier, Chor und Orchester, ergebe sich aus der Einbeziehung einer erweiterten Obertonreihe, die den eigentlich dissonanten, so genannten „Prometheus-Akkord“ als ruhende Konsonanz erscheinen lasse. Dieser Skrjabin-Klang habe historische Verbindungen zu ähnlichen Konstellationen wie etwa bei Erik Satie oder Arnold Schönberg. Hier zeige sich auch eine gewisse unterschwellige Rivalität, die zu Ungunsten von Skrjabin ausgetragen wurde. Zumal seine Musik ein genuines Intermundium ist, das weder zu folkloristisch beeinflusster russischer Stilistik wie bei Strawinsky, noch westeuropäisch-intellektuellen Konzepten wie bei Schönberg, einzuordnen ist. Auch eine gewisse Überhöhung zu synästhetischen Gesamtkunstwerken (das Farbenklavier beim „Prometheus“!) sowie „Dialektik und Teleologie, ein (philosophisch-spiritueller) Widerstreit der Kräfte“, wie Prof. Flamm in seiner Vorlesung bemerkte, waren (und sind) zwar zukunftsweisend für Redefinitionen der Sonatenform, aber bis jetzt gerade in „sinnlich-erotischen Aspekten“ befremdlich. – Der Skrjabin-Studententag wurde mit einem repräsentativen Konzertprogramm der Klaviermusik in Aufführungen von Studierenden der MHL abgerundet. So hätte sich Prof. Flamm für den Beginn seiner Tätigkeit keinen besseren Start wünschen können, denn der in jeder Hinsicht gelungene und zudem einmalige Skrjabin-Studententag war sowohl für ihn wie für die MHL eine perfekte Visitenkarte zeitgemäßer Musikwissenschaft.

Leitend durch Prof. Dr. Christoph Flamm, der in jeder Hinsicht gelungene und zudem einmalige Skrjabin-Studententag war sowohl für ihn wie für die MHL eine perfekte Visitenkarte zeitgemäßer Musikwissenschaft.

**Lektüretipp:** Christoph Flamm (Hg.): Aleksandr Skrjabin zum 100. Todestag. Essays von Leveon Hakobian, Larisa Gerver, Friedrich Geiger, Wolfgang Mende und Christoph Flamm, in: Musiktheorie. Zeitschrift für Musikwissenschaft, 30. Jahrgang, Heft 2, 2015, Laaber Verlag

Rede zum Tag des Grundgesetzes in der Petrikirche am Lübeck am 4. Juni<sup>1</sup>

## Braune Schatten – Das Grundgesetz, der NSU und der Prozess vor dem Oberlandesgericht München

Dr. Tanjev Schultz

Seit zwei Jahren läuft vor dem Oberlandesgericht München der NSU-Prozess. Seit zwei Jahren sitze ich dort mit einem Laptop auf dem Schoß und protokolliere das Grauen.

Seit vier Jahren wissen wir, dass es eine rassistische Terrorbande gab, die sich „Nationalsozialistischer Untergrund“ nannte. Neonazis, die gemordet und geraubt haben und deren Leben im sogenannten Untergrund auf fast schon obszöne Weise offen und oberirdisch ablief. Neonazis, die ihre Opfer in einem zynischen Video mit der Zeichentrickfigur Paulchen Panther verhöhnten. Neonazis, die der Staat jahrzehntlang nicht stoppte. Neonazis, die unsere Sicherheitsbehörden, die im Kampf gegen die RAF und dann im Kampf gegen die Islamisten hochgerüstet worden waren, vorgeführt haben als Versager und Vertuscher.

Das Vertrauen in diese Behörden und in den Staat ist erschüttert, und das Traurige daran ist, dass auf diese Weise die Terroristen erneut triumphieren.

Die Würde des Menschen zu achten und zu schützen, ist die Verpflichtung aller staatlichen Gewalt. Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unver-

sehrtheit. So schlicht, so schön, so gut steht es in unserem Grundgesetz. Es ist eine Antwort auf die deutsche Geschichte. Wessen Antwort?

In den Ohren der vielen Opfer von Neonazi-Gewalt können die hehren Worte des Grundgesetzes hohl klingen.

Es gab nicht nur den NSU-Terror. Es gibt die tägliche Gewalt von rechts. Statistisch gesehen, verüben Neonazis an jedem Tag im Jahr drei Gewalttaten. An jedem einzelnen Tag.

Die Gefahr des islamistischen Terrors darf man nicht kleinreden. Sie existiert. Sie ist real. Aber man darf sich schon fragen, was eigentlich los wäre in diesem Land, wenn an jedem Tag im Jahr militante Islamisten drei Christen zusammenschlagen würden. Wie groß wäre der Aufruhr! Wie massiv würden die Behörden reagieren! Im Falle der Neonazi-Gewalt scheint es dagegen so zu sein, dass der Staat und wir alle uns beinahe schon daran gewöhnt haben. Es gibt Dinge, an die darf man sich nicht gewöhnen.

Man kann sich nicht daran gewöhnen, dass einer der Angeklagten im NSU-Prozess – André E. – gelangweilt im Stuhl lümmelt und auf seinem Bauch ein Tattoo trägt: Dort steht „Die, Jew, Die.“ Stirb, Jude, stirb. Auf der Hand trägt André E. ein Totenkopf-Tattoo.

Es gibt Schmerzen, an die kann sich niemand gewöhnen. Wer sein Kind verliert, wessen Kind ermordet worden ist, kann das nicht verwinden. Deshalb gibt es vor Gericht manchmal Momente, die den meisten, die dabei sind – allerdings nicht André E. – direkt ins Herz greifen:

Ismail Yozgat hält seinen toten Sohn im Arm. Der trauernde Vater tritt als Zeuge und Nebenkläger im NSU-Prozess auf. Er demonstriert dem Gericht, wie er seinen Sohn Halit gefunden hat. Das ist seine Geschichte: Die Mörder kommen am 6. April 2006, einen Tag vor Ismail Yozgats Geburtstag. Seine Familie betreibt damals ein Internetcafé in Kassel. Mal saß der Vater im Laden und bediente die Kunden, mal führte der Sohn Halit die Geschäfte.

Und so ist es am Tag von Halits Tod: Er schickt seine Eltern in die Stadt, damit die



Mutter für den Vater Ismail ein Geschenk kaufen kann. Vater, kauf Dir einen Werkzeugkoffer! Der Sohn will so lange im Internetcafé bleiben. Um 17 Uhr will Ismail Yozgat aus der Stadt zurück sein, um seinen Sohn abzulösen. Der Junge muss dann los, er besucht eine Abendschule.

Der Vater verspätet sich, aber nur ganz leicht. Dennoch kommt er zu spät. Als er wenige Minuten nach 17 Uhr den Laden betritt, liegt sein einziger Sohn erschossen hinter dem Schreibtisch. Das Blut ist frisch, der Mord gerade erst passiert. Seitdem will der Schmerz des Vaters nicht mehr vergehen. Seinen eigenen Geburtstag will er nie wieder feiern.

Den trauernden Vater hält es nicht mehr auf dem Zeugenstuhl. Er springt auf und ruft in den Gerichtssaal: „Warum haben sie mein Lämmchen getötet?“ Er weint.

Und dann wirft er sich auf den Boden. Er will zeigen, wie sein niedergeschossener Junge gelegen hat. Die Richter, die Angeklagten und die Zuschauer – wir alle blicken auf einen alten Mann, der am Boden liegt.

Nach dem Mord ist Familie Yozgat, wie die Angehörigen der anderen NSU-Opfer, Gerüchten und falschen Verdächti-

<sup>1</sup> Schriftliche Fassung des Vortrages, den der Autor am 4. 6. 2015 zum „Tag des Grundgesetzes“ (23. 5.; das Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland ist am 23. Mai 1945 vom Parlamentarischen Rat verabschiedet worden) in St. Petri gehalten hat. Das Kuratorium von St. Petri begeht diesen Tag seit 2010. Es knüpft damit an eine Tradition aus der Weimarer Republik an, die von dem aus Lübeck stammenden zeitweiligen Reichsjustizminister Prof. Dr. Gustav Radbruch sehr gefördert wurde. Radbruch selbst hat zahlreiche Vorträge zum Verfassungstag (In der Weimarer Republik war es der 10. August) gehalten, die in der Gesamtausgabe seiner Werke dokumentiert sind.

Die Vorträge in St. Petri von 2010 bis 2015 wurden von namhaften Verfassungsjuristen gehalten und sind regelmäßig in der regionalen Juristenzeitschrift „Schleswig-Holsteinische Anzeigen“ (in einem Fall in der Zeitschrift „Kritische Justiz“) veröffentlicht.

Im Jahre 2015 hat nun ein namhafter Journalist den Vortrag gehalten. Auch dieser Vortrag wird, neben dem Abdruck in den „Lübeckischen Blättern“ und voraussichtlich auch in der Zeitschrift „verdikt“ der Richterinnen und Richter, Staatsanwältinnen und Staatsanwälte in ver.di, als bald (im Laufe des Monats Juli in Heft 7/2015) in den „Schleswig-Holsteinischen Anzeigen“ erscheinen.

gungen ausgesetzt. Ismail Yozgat erzählt vor Gericht, wie die Leute raunten, der Sohn könnte etwas mit Drogen zu tun gehabt haben. Haschisch? Heroin? Die Türkenmafia?

Zur Trauer um den Sohn kommen die Angst, die Scham und die Ratlosigkeit. Sie seien eine anständige Familie, sagt der Vater. Er habe sich kaum noch nach draußen getraut. Wie in den anderen Fällen der Mordserie prüft die Polizei, ob die Familie verstrickt ist in kriminelle Geschäfte. Telefone werden abgehört und verdeckte Ermittler auf die Yozgats angesetzt.

Als der Vater das Internetcafé verkauft, tritt ein angeblicher Kaufinteressent an ihn heran, dessen wahre Interessen nicht dem Laden gelten. Es ist ein Beamter, der Ismail Yozgat aushorchen will. Viel erfährt der verdeckte Ermittler aber nicht: Er habe nur mitbekommen, „wie verzweifelt und voller Trauer“ der Vater ist, schreibt der Beamte in einem Vermerk.

Die Familie Yozgat hatte keinen Döner-Imbiss. Sieben der neun Opfer in der bundesweiten Mordserie, bei der die Täter stets eine Pistole des Typs Ceska 83 einsetzten, hatten überhaupt nichts mit Döner zu tun. Woher nahmen sich die Medien das Recht heraus, von „Dönermorden“ zu sprechen? Der Begriff wurde zum Unwort des Jahres 2011 gewählt. Nachdem der NSU entdeckt worden war.

Das Grundgesetz gibt der Presse in Artikel 5 eine große Freiheit. Das ist gut so. Diese Freiheit ermächtigt die Presse aber nicht dazu, unsensibel zu sein. Sie ermächtigt nicht zu Gedankenlosigkeit und nicht zu stereotyper Berichterstattung, die Ressentiments und Rassismus Vorschub leistet. Das Wort „Dönermorde“ stand in allen Blättern, nicht nur in der Boulevardpresse, sondern auch in FAZ und SZ. Nicht nur die Sicherheitsbehörden haben so vieles falsch gemacht.

Die Journalisten haben der Polizei vertraut. Ein Fehler, mindestens in diesem Fall.

Es ist üblich, den Verfassungsschutz als eine dunkle Macht darzustellen, die den NSU-Sumpf nicht nur nicht trockengelegt hat, sondern selbst tief in diesem Sumpf steckte. Das ist verständlich angesichts der vielen unfassbaren Fehler und skandalösen Machenschaften, die sich der Inlandsgeheimdienst in diesem Komplex – und leider nicht nur in diesem – geleistet hat.

Man muss aber auch sagen: Es war die Aufgabe *der Polizei*, das geflohene und

untergetauchte Neonazi-Trio zu fangen. Es war die Polizei in Thüringen, der Beate Zschäpe, Uwe Mundlos und Uwe Böhnhardt entwischt sind.

Es war die Polizei, die bei der Fahndung versagt hat. Und es war die Polizei, die es jahrelang nicht vermocht hat, die Zusammenhänge zu erkennen.

Es war die Polizei, die die Opfer in eine kriminelle Ecke rückte.

Es war die Polizei in Hamburg, die sich nicht entblödete, einen Geisterbeschwörer Kontakt zu einem Mordopfer aufnehmen zu lassen. Der Scharlatan ermittelte im Totenreich, und die Beamten fertigten darüber einen ordentlichen Vermerk, inklusive einer Beschreibung der mutmaßlichen Täter.

Und es war auch die Polizei, in dem Fall das Landeskriminalamt in Berlin, das selbst jahrelang einen windigen V-Mann führte, von dem wir heute wissen, dass er früher geholfen hat, das Trio in Chemnitz zu verstecken. Ein V-Mann, der für Uwe Mundlos Sprengstoff besorgt hatte. Ein V-Mann, der mal, wie er es selbst nennt, ein „Techtelmechtel“ mit Beate Zschäpe hatte. Und dann hatte er also ein Techtelmechtel mit der Polizei.

Es gab nicht die eine Behörde, die versagt hat. Es waren viele.

Und es gibt auch keine einfachen Antworten auf die Frage, was eigentlich die richtigen Lehren sind aus dem Desaster. „Den Verfassungsschutz abschaffen!“, sagen viele. Wäre das schon die Antwort? Und was ist mit der Polizei? Will man die gleich mit abschaffen?

Auch die Polizei und die Justiz waren in schlechter Verfassung. Die Vielzahl der Akteure und Ebenen, die in diesem Fall Verantwortung trugen und dieser Verantwortung nicht gerecht wurden, spricht übrigens gegen die weit verbreitete Vorstellung, hinter den Neonazis könnte es auf staatlicher Seite einen mächtigen Beschützer und Drahtzieher gegeben haben.

Es blühen die Verschwörungstheorien, und das haben sich die Behörden auch selbst zuzuschreiben. Nicht nur wegen der vielen Fehler, Skandale und Versäumnisse. Die Beamten und Behörden im föderalen Sicherheitsgestrüpp trauen einander ja selbst nicht über den Weg. Sie trauen den Kollegen alles Mögliche zu, und beileibe nicht nur das Beste.

Das Gefühl greift um sich, die Polizei und die Geheimdienste seien einerseits unfähig, andererseits zu allem in der Lage. Dieses Gefühl treibt die Beamten selbst um, sie haben sich gegenseitig im Verdacht und im Visier. Bei der Fahndung

nach Mundlos, Böhnhardt und Zschäpe kamen sich die verschiedenen Behörden gegenseitig in die Quere und brachten weder allein noch gemeinsam etwas zustande.

Es stinkt an vielen Ecken und Enden im Sicherheitsapparat.

Dass es beim Geheimdienst besonders muffelt, liegt nicht nur an den V-Leuten, den bezahlten Informanten aus der rechten Szene, die der amtierende Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz, Hans-Georg Maaßen, einmal als „Schmutzfüße“ bezeichnet hat. Auch die Beamten bleiben dabei nicht sauber.

Gerade erst wieder sind durch einen Sachverständigen des Parlamentarischen Kontrollgremiums katastrophale Zustände im Zusammenhang mit dem verstorbenen V-Mann „Corelli“ ans Licht gekommen. Fast 300.000 Euro hat das Bundesamt in 18 Jahren für diesen Neonazi-Spitzel ausgegeben; ein Teil des Geldes diente dem Beschaffen einer neuen Identität, nachdem Corelli enttarnt worden war. Der Rechtsextremist lebte jahrelang ganz gut vom Geld des Geheimdiensts – es fließt steuerfrei.

Mit dem Geld konnte Corelli auch seine Computer und Neonazi-Seiten im Internet finanzieren. Die V-Leute steckten ein Teil des Geldes, das ihnen der Staat gab, in die Strukturen der rechten Szene, die der Staat bekämpfen wollte. So war es auch bei dem berüchtigten V-Mann Tino Brandt in Thüringen. Er spielte den großen Zampano im „Thüringer Heimatschutz“, jener braunen Kameradschaft, zu der auch Zschäpe, Böhnhardt und Mundlos gehört hatten.

Normalerweise erfahren die Parlamentarier wenig über die vielen Spitzeleien und Schmutzeleien. Die Öffentlichkeit auch nicht.

Der Geheimdienst ist und bleibt ein Fremdkörper in der Demokratie. Die Agenten und V-Leute sitzen in der Schmutzdecke des Rechtsstaats.

Das Grundgesetz lässt das nach bisheriger Auslegung so zu. Seinem Geist entspricht es nicht.

Ein Geheimdienst kann nicht transparent sein, das ist klar. Aber dann muss er wenigstens gut und scharf kontrolliert werden – und sich in seiner Arbeit durch besondere Gewissenhaftigkeit auszeichnen.

Im Bundesamt für Verfassungsschutz wurde eine Daten-CD, die von Corelli stammte und auf der das Kürzel „NSU“ bereits 2005 auftauchte, jahrelang nicht

ausgewertet. Sogar als gezielt nach solchen Datenträgern gesucht wurde, will niemand in der Behörde sie entdeckt haben. Erst Beamte des BKA wurden schließlich in den Büros des Verfassungsschutzes fündig.

Es gibt Politiker und Behördenchefs, die sind schon wegen weniger skandalöser Vorgänge aus ihren Ämtern geflogen. Es sieht aber so aus, als habe sich die Öffentlichkeit schon daran gewöhnt, dass es beim Verfassungsschutz nicht ordentlich zugeht. Wie gesagt: Es gibt Dinge, an die darf man sich nicht gewöhnen.

Gerade erst hat die Regierung dem Bundesamt für Verfassungsschutz mehr Geld und mehr Personal bewilligt. Man will gerüstet sein für den Kampf gegen den islamistischen Terror.

So ist es fast immer bei den Sicherheitsbehörden: Waren sie erfolgreich, werden sie aufgerüstet. Haben sie versagt, ebenfalls.

Vor Gericht sieht man, was das alles bringt. Da tritt im NSU-Prozess zum Beispiel der ehemalige V-Mann Carsten Szczepanski als Zeuge auf, Deckname „Piatto“.

Er meldete sich in den Neunzigerjahren aus dem Gefängnis beim Verfassungsschutz in Brandenburg, der den Mann dankbar anheuerte. Piatto war verurteilt wegen versuchten Mordes. Er stand an der Spitze eines rechten Mobs, der einen Afrikaner fast zu Tode geprügelte hatte. Sie wollten ihr Opfer im Scharmützelsee ersäufen. Die Menge rief: Ku-Klux-Klan!

Der Mann, den das Amt Piatto nannte, hatte früher versucht, den rassistischen Geheimbund in Deutschland zu etablieren. Mit solchen Leuten macht der Staat Geschäfte.

Als Freigänger wurde Piatto von Beamten durch die Gegend kutschiert. Er durfte und sollte sich bei braunen Kameraden herumtreiben. Er machte ein Praktikum in einem Szene-Laden, der Leuten gehörte, die zum NSU-Umfeld zählten, wie wir heute wissen.

Piatto machte ein paar durchaus wichtige Meldungen über das untergetauchte Neonazi-Trio. Richtig verstanden und richtig ausgewertet wurden sie nicht. Und bei den Fahndern der Polizei kam nichts davon an. Quellenschutz.

Jetzt sitzt Piatto also vor Gericht, auf dem Kopf eine kuriose Perücke, auf der Nase eine unnatürlich große Brille. Eine Grotteske. Der Mann muss ja weiter geschützt werden. Und er kann sich als Zeu-

ge natürlich nur noch an sehr, sehr wenig erinnern. Es ist ein ermüdendes Spiel.

Vor Gericht haben viele Neonazis kratergroße Erinnerungslücken. Weiß ich nicht. Hab ich nicht. Kann sein. Kann nicht sein. Ist lange her.

Ein Gericht kann niemanden zum Erinnern zwingen; es reicht, wenn ein Zeuge zeigt, dass er sich nicht völlig gegen eine Aussage sperrt. Und so reden zwar viele Zeugen, sagen dabei aber so gut wie nichts. Das Reden kann eine kunstvolle Form des Schweigens sein.

Die Angeklagte Beate Zschäpe braucht sich dieser Kunst nicht zu bedienen. Sie darf komplett schweigen. Und sie tut das so exzessiv und ohrenbetäubend, dass sie mittlerweile schon selbst ganz krank davon ist. So jedenfalls kann man die Ausführungen eines psychiatrischen Gutachters verstehen, dem sich Zschäpe vor ein paar Wochen anvertraut hat.

Das Recht als Angeklagter zu schweigen, ist ein unverzichtbares Element der Rechtsstaatlichkeit. Dieses Schweigen kann aber selbst für Angeklagte zur Last werden. Für die Opfer des NSU-Terrors und ihre Familien ist es ohnehin unerträglich.

Warum endete die Mordserie an Migranten im Jahr 2006? Warum haben Mundlos und Bönnhardt einen Anschlag auf zwei Polizeibeamte verübt? Warum hörten sie anschließend mit dem Morden auf, was plante der NSU als Nächstes? Gab es vielleicht doch – anders als es die Bundesanwaltschaft in ihrer Anklage sagt – weitere NSU-Mitglieder und Unterstützer an den Tatorten? Welche Rolle spielte Beate Zschäpe genau, und wie viel wussten die vielen Helfer, die das Trio vor Beginn der Mordserie mit Wohnungen, Geld und falschen Papieren versorgten? Hunderte Prozesstage und noch mehr Zeugen liegen hinter uns und die Fragen und Rätsel werden nicht weniger.

Die Terroristen hatten zahlreiche Waffen, bei den meisten ist die Herkunft weiterhin ungeklärt. Für die Ceska 83, mit der neun Menschen ermordet wurden, ist der Weg dagegen über weite Strecken rekonstruierbar. Der NSU bekam die Pistole offenbar von einem jungen Helfer ausgehändigt (dem Angeklagten Carsten S.), der sie auftragsgemäß in einem rechten Szene-Laden in Jena bestellt hatte. Dieser Laden, das berühmte Madley, wurde damals von Frank L. und Andreas S. geführt. Andreas S. soll die Pistole verkauft haben.

Keiner der beiden Männer ist im NSU-Verfahren angeklagt, und keiner von ihnen wird als Beschuldigter geführt. Ich bin nicht sicher, ob sie es verdient haben, ungeschoren davon zu kommen.

Vor Gericht gibt sich Frank L. als Zeuge ahnungslos. Der Vorsitzende Richter Manfred Götzl fragt ihn, ob er in jüngster Zeit mit Andreas S., dem früheren Kompagnon, über den Waffenverkauf und über dessen Aussagen bei der Polizei gesprochen hat.

Zeuge Frank L.: Das geht mich nichts an.

Richter Götzl: Das beantwortet nicht meine Frage. Haben Sie mit ihm darüber gesprochen?

Zeuge: Nein.

Götzl: Warum nicht?

Zeuge: Weil ich es gar nicht wissen wollte.

Götzl: Warum nicht?

Zeuge: Es bringt Probleme mit sich, wenn man zu viel weiß.

„Es bringt Probleme mit sich, wenn man zu viel weiß.“ Wo die Ignoranz und die Impertinenz so groß sind, hat es die Aufklärung schwer.

Der 6. Strafsenat am Oberlandesgericht München und der Vorsitzende Richter Manfred Götzl tun wirklich viel dafür, den NSU-Komplex juristisch aufzuarbeiten. Es ist ein langer Weg, den sie gehen, und eine akribische Verhandlung, die sie führen. Aber auch nach ihrem Urteil werden viele Fragen noch unbeantwortet sein, und der Prozess der Aufklärung muss weitergehen.

Kann man darauf vertrauen, dass es in Zukunft etwas Vergleichbares wie den NSU nicht mehr geben kann und die Behörden effektiver sein werden? Leider ist das keineswegs sicher. Nicht nur die Behörden sind gefordert. Die Zivilgesellschaft muss wachsam sein.

Wer sich mit dem NSU beschäftigt, ist immer auch mit Erinnerungen konfrontiert. Nicht nur mit den Erinnerungen an die Geschichte vor 1945, sondern auch mit den Gewalttaten von Neonazis nach dem Krieg. Mit den Ausschreitungen und Anschlägen in Hoyerswerda, in Rostock, Mölln und Solingen, um nur einige zu nennen. Und auch mit der Erinnerung an ungeklärte Fälle, wie den Brand in einem Flüchtlingsheim in der Lübecker Hafenstraße – mit zehn Opfern.

Das Entsetzen über den NSU ist groß. Das Erschrecken war gewaltig, als man die Terroristen im November 2011 entdeckt hatte. Was aber genauso erschreckt ist

der alltägliche, offene Neonazi-Terror. Es mag sich in der Regel nicht um Aktionen handeln, die sich auch juristisch fassen lassen als Taten einer terroristischen Vereinigung. Doch für die Opfer sind solche Differenzierungen weder wichtig noch tröstlich. Für sie ist es schlicht: rechter Terror.

Er ist in all den Jahren nie verschwunden. Und so lange das so ist, liegt über

jeder Grundgesetz-Feier ein brauner Schatten.

Tanjev Schultz, geboren 1974, ist in Berlin und Lübeck aufgewachsen. Er ist seit zehn Jahren Redakteur der Süddeutschen Zeitung, zunächst für Bildungspolitik, anschließend für das Thema Innere Sicherheit/Extremismus. Nach dem Abitur in Lübeck studierte er Philosophie, Psychologie, Politik- und Literaturwissenschaft in Berlin, Hagen und Bloomington (USA). An der Universität Bremen arbeitete er in einem Forschungsprojekt über

Identitäten türkischer Migranten und promovierte mit einer Arbeit zur politischen Kommunikation. Er ist (Mit-)Autor und Herausgeber mehrerer Bücher, unter anderem „Schule ohne Angst“ (2012) und „Gutenbergs Fall“ (2011). Für seine journalistische Arbeit wurde er mit mehreren Preisen ausgezeichnet, zuletzt mit dem Universitäts-Preis für Wissenschaftsjournalismus. Seit Ende 2011 recherchiert und schreibt Tanjev Schultz über den NSU. Er begleitet den NSU-Prozess in München ebenso wie die zahlreichen Untersuchungsausschüsse, die sich um Aufklärung bemühen. [tanjev.schultz@sueddeutsche.de](mailto:tanjev.schultz@sueddeutsche.de)

## „Shantyval“: 3. Internationales Shanty-Festival in Travemünde

Drei Tage lang erklangen Shantys und maritime Lieder auf der Festmeile in Travemünde. Schräg gegenüber auf der anderen Travesseite liegt die Viermastbark „Passat“, Zeugin einer längst vergangenen Zeit der großen Clipperschiffe, der Barken und Vollschiffe. Das war die Zeit, als Shantys noch nicht der Unterhaltung dienten, sondern es waren Arbeitslieder, einfach strukturiert, die bei schweren, lang andauernden Arbeiten an Bord gesungen werden konnten, die Arbeitsläufe unterstützten und damit die gemeinsame Arbeit rhythmisieren und erleichtern sollten z. B. beim Aufholen des Ankers, beim Lenzen der Bilge oder beim Bedienen der Segel.

Von Bord der Kraweel „Lisa von Lübeck“ wurde das „Shantyval“ am Freitag, 26. Juni 2015, pünktlich um 14 Uhr eröffnet. Dazu hatten sich Ehrengäste aus Stadt und Land an Bord eingefunden, desgleichen der Lübecker Shantychor „Möwenschiet“, der unter der lockeren Moderation von Egon Ruland und dem musikalischen Leiter Martin Stöhr schon einmal mit ein paar Liedern „weiße Segel sich blähen ließ“ und die Zuhörer entsprechend einordnete: „Schön ist's im hohen Norden.“

Als erster ergriff Wolfgang Hovestädt von der Kulturbühne Travemünde das Mikrofon. Als Initiator des 3. Internationalen „Shantyvals“ begrüßte er die Gäste auf der Pier, vor allem die insgesamt 38 Shantychöre, die aus nah und fern angereist waren, darunter Chöre aus Großbritannien, den Niederlanden und der Schweiz.

Dr. Frank Nägele, Staatssekretär im Kieler Verkehrsministerium, betonte in seinem Grußwort, wie wichtig die Pflege der „Shantys als Kulturgut“ in Schleswig-Holstein sei, dem Land zwischen den Meeren. Aber nicht nur für Seeleute, sondern für das ganze Land und seine Menschen sei die Shanty-Mentalität unverzichtbar: „Gemeinsam anpacken, zu-



Foto: E. Reitelstorf

sammenhalten“ und den „richtigen Ton“ finden bei dem, was getan werden muss.

Bürgermeister Bernd Saxe griff die Sentenz des Wahl-Schleswig-Holsteiners Nägele auf und hoffte auf „große Effekte, wenn wir ihnen (bestimmten Bundespolitikern) das gemeinsam beibringen könnten.“ Auch Saxe stufte Shantys als Teil der maritimen Volksmusik als ein hohes Bildungsgut ein und sprach seinen Dank an Hovestädt und alle Mitwirkenden für die Ausrichtung des größten deutschen Shanty-Festivals aus. Peter Harry Carstensen, Ex-Ministerpräsident des Landes, bedankte sich bei allen mit

einem launigen Grußwort: „Große Klasse, was Sie hier machen!“. Auch von Ex-Stadtpräsident Peter Sünnewold kam höchstes Lob für die ehrenamtliche Initiative, während LTM-Chef Christian Martin Lukas das „sehr Authentische“ dieser Veranstaltung hervorhob. Er war sich ganz sicher: „Diese Veranstaltung wird bleiben!“

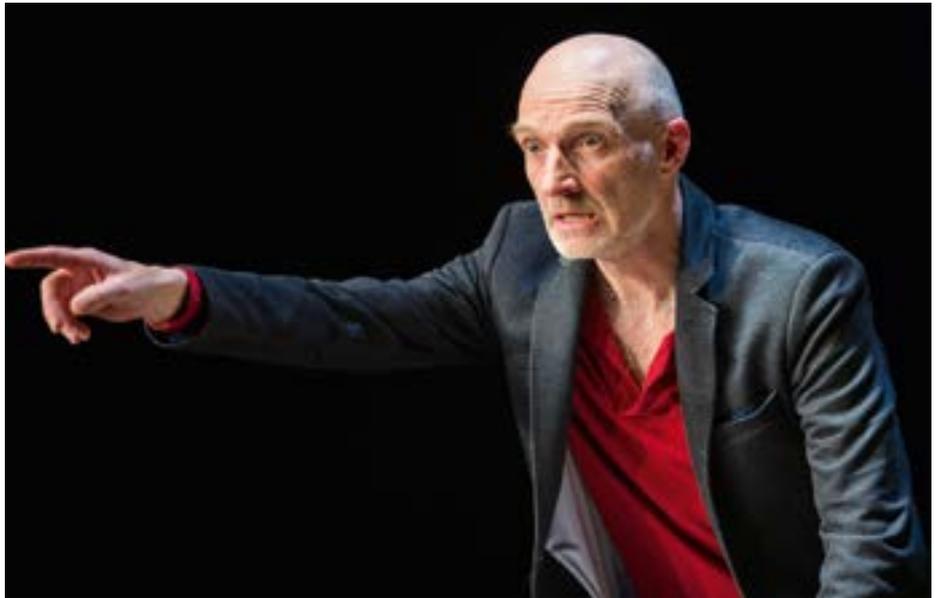
Und dann boten die Chöre die ganze Bandbreite und musikalische Vielfalt des maritimen Liedguts vor einem freundlich gestimmten und mitgehenden Publikum. Ein unterhaltsames Wochenende und ein schöner Erfolg!  
*Hagen Scheffler*

## „Der alte König in seinem Exil“

### Stück von Arno Geiger im Jungen Studio

Robert Brandt spielt allein, er beherrscht die Bühne, die ja nun auch eine sehr kleine ist, eine Küchenzeile nur. Die Schränke sind fast leer. Es wird alles nicht mehr gebraucht. Die kleine Spielfläche erlaubt, dass vergleichsweise viele Zuschauer möglich sind. Die kleine Bühne ist auch symbolisch zu verstehen: der Platz in dieser Welt wird immer kleiner. Diese „Abwärtsspirale“ ist das Thema des Abends. Es geht um Demenz.

Den Text zu diesem Theaterabend hat der österreichische Autor Arno Geiger entwickelt. Er nennt ihn eine „biographische Erzählung“. Er hat mit diesem Text eigene Erfahrungen verarbeitet. Geiger schneidet ein wichtiges soziales Thema an: Wir werden immer älter, die Demenz nimmt zu. Es sind (in Deutschland) über 1 Million, die daran erkrankt sind. Er ermuntert, die Krankheit zu verstehen, zu begreifen, zu akzeptieren. Viele Betroffene haben Schwierigkeiten, angemessen mit dem



(Foto: Kerstin Schomburg)

Thema umzugehen. Ein „Beinbruch“ ist kein Beinbruch, wie der Volksmund sagt, Demenz dagegen ist nicht anerkannt. Demenz ist „peinlich“. Man schämt sich ... Dagegen muss angegangen werden, das ist die Intention des Stücks. Einige Worte kommen häufig vor: Heim, Haus, Heimat. Darum geht es: Wie kann das erreicht werden, heimkommen? Diese Aspekte legen

der Autor, der Schauspieler und die Regisseurin (Sophie Zeuchner) frei. Man erlebt einen faszinierenden Theater-Abend. Wie Brandt mit den Augen „arbeitet“, das ist erste Klasse. Er bannt sein Publikum. Er lässt es zurück mit der Erkenntnis: „Das Leben ist ohne Probleme auch nicht leichter.“ Ein Mann voller Witz!

Jürgen-Wolfgang Goette

## Der ganz normale Irrsinn im Theater: Der Operndirektor

Zwei Sängerinnen liefern sich ein Eifersuchtsdrama um die Hauptrolle, die Soubrette will Primadonna sein, eine andere unterschreibt ihren Vertrag nicht und trifft im Kapellmeister den ehemaligen Geliebten, ein neues Stück wird niedergemacht. Schließlich droht der Bankrott, Künstler werden gefeuert, und das Orchester tritt in Probenstreik, weil der Operndirektor nun selbst dirigiert. Theater im Theater an der Beckergrube, der alltägliche K(r)ampf hinter den Kulissen, der im Chaos enden kann, doch idealerweise künstlerische Energien freisetzt. „Der Operndirektor“ heißt Domenico Cimarosas charmantes Werk, das als Gemeinschaftsproduktion von Musikhochschule und Theater Lübeck in den Kammerspielen herauskam. Und wer im klassischen Sujet aktuelle Bezüge zur gegenwärtigen Situation entdeckt, liegt ganz richtig.

Gregor Horres hat die Opera buffa, wir sahen die Aufführung am 16. Juni, frisch und temporeich inszeniert, dabei die eigene Dialogfassung durch aktuelle Pointen geschärft, die das Kulturreferat



Fiorella Hincapié (Reinigungskraft), Anna Petrova (Geigerin), Juan Sebastián Hurtado-Ramírez (Techniker), Seokhoon Moon (Operndirektor), Hyungseok Lee (Verwaltungsbeamter)

(Foto: Olaf Malzahn)

aufs Korn nehmen („Endlager für nicht mehr Gebrauchte“) oder die Event-, Stadt-

teil- und Gesangskultur, die vertrackte Situation des „Subventionstheaters“. Zwar

erliegt auch Horres der gegenwärtigen Mode, die Introduzierung zu bebildern und mit geräuschhaften Aktionen zu zerknallen, doch dann entwickelt sich ein spannungsreiches Geschehen, das locker und unterhaltsam vorübersprudelt. Elisabeth Pedross hat für den ersten Akt ein pseudo-repräsentatives Direktionsvorbzimmer gebaut, während nach der Pause der Aufruhr im Proben- und Magazinraum seinen Lauf nimmt. Die schrill typisierenden Kostüme stammen von Yvonne Forster.

Sinn des Projektes ist es, dass Studierende der Musikhochschule im realistischen Theaterambiente Erfahrungen sammeln können. Und da zeigen sich

stimmlich und darstellerisch schöne Begabungen. Natürlich sind die Fähigkeiten zu lockerem Parlando und unverfärbter Sprachdiktation noch unterschiedlich ausgereift, zumal Zweisprachigkeit gefordert ist – die Dialoghandlung auf Deutsch, im italienischen Original reflektierende Episoden oder Präsentationen wie die Vorsinge-Arie. Bei den heutigen Ansprüchen an Authentizität bleibt da einige Ausbildungsarbeit. In der Titelrolle glänzt Seokhoon Moon, ein raumgreifendes komödiantisches Talent. Alle anderen Protagonisten vertreten in Doppelrollen die Theatermitarbeiter vom Kapellmeister bis zum Pförtner und wissen sich blitzschnell

zu verwandeln – keine leichte Aufgabe. Anna Petrovas Koloraturen bestechen, Caroline Nkwe und Fiorella Hincapié überzeugen durch warmes Timbre. Juan Sebastián Hurtado-Ramírez, Yannick Debus, André Janssen und Karsten Gebbert verfügen über schönen vokalen Schmelz. Und alle fesseln durch große Spielfreude und Bühnenpräsenz. Romely Pfund hatte die musikalischen Einstudierungen besorgt. Sie leitet kraftvoll und agil das Kammerorchester aus Studierenden und Philharmonikern, das auf der Hinterbühne positioniert ist von dort ein prickelndes Klangbild beisteuert. Das Publikum war sichtlich amüsiert. *Wolfgang Pardey*

## „Freipass“ – eines der letzten Projekte von Günter Grass

Einmischung ins politische Geschehen war wesentlicher Teil seines Handwerks, nun hält der im April verstorbene Literaturnobelpreisträger Günter Grass die Einmischung über den Tod hinaus am Leben. „Freipass“ ist eines seiner letzten Projekte überschrieben: ein Periodikum, in dem Fragen der Literatur und Kultur des 20. und 21. Jahrhunderts behandelt werden und das außerdem aktuelle politische Fragen reflektiert. Band 1 ist erschienen; im Günter Grass-Haus wurde er von seinem Verleger Christoph Links, den Herausgebern Volker Neuhaus, Per Øhrgaard und Jörg-Philipp Thomsa sowie seinem Redakteur Dieter Stolz vorgestellt.

Kontrovers diskutieren, Finger in Wunden legen – „Freipass“ hat sich dies ganz im Sinne des Erfinders vorgenommen – und auch den Titel aus einem seiner Werke entlehnt. „Der Sprache den Freipaß geben, damit sie laufe, wie sie gewachsen sei“, heißt es in der Erzählung „Das Treffen in Telgte“. Hier Kunst, da gesellschaftspolitisches Engagement? Grenzen wie diese sollen überschritten werden, au-

ßerdem unveröffentlichte Texte ein Forum haben, aus der Grass-Forschung berichtet und Schriftsteller in den Fokus gesetzt werden, die in Vergessenheit zu geraten drohen. Um die vor 25 Jahren verstorbene DDR-Schriftstellerin Irmtraud Morgner geht es in Band 1; diese große deutsche Epikerin zu würdigen, sei Grass ein Anliegen gewesen, sagt Volker Neuhaus.

Die Rubrik „Zunge zeigen“ befasst sich mit aktuellen politischen Themen. Die NSA-Affäre macht den Auftakt u. a. mit den unbeantworteten offenen Briefen von Julie Zeh an die Bundeskanzlerin. Aufgenommen sind des weiteren Beiträge zur Grass-Rezeption im In- und Ausland. Und erstmals abgedruckt ist die reichlich elfseitige Ballade „Netajis Weltreise“, in der Grass den Inder Subhas Chandra Bose, genannt Netaji (Führer) bespiegelt – eine in Deutschland weitgehend unbekannt (und im Grass-Haus von Schauspieler Peter Grünig als Ohrenschaum servierte) Geschichte des Zweiten Weltkriegs, die von dessen Anfängen im Dunstkreis Gandhis erzählt, seiner Flucht über Kabul und Moskau ins Deutsche Reich, der Rückrei-

se per U-Boot nach Singapur, von wo aus er die Legion „Freies Indien“ aufbaut und den Treue-Eid auf Hitler schwören lässt. Am Ende des Krieges stürzt dieser Führer vermutlich auf dem Weg nach Japan mit dem Flugzeug ab. „Ein historisches Unikum“ nennt Verleger Link diese Figur, Grass habe an ihr die Verwobenheit deutscher Geschichte mit Weltgeschichte gezeigt.

Im zweiten, 2016 erscheinenden „Freipass“-Band wird sich Heinrich Detering mit dem Thema Grass und die Brüder Grimm befassen, ein Schwerpunkt wird Heinrich Böll gelten und „Zunge zeigen“ widmet sich der Situation von Flüchtlingen. Und es wird Unbekanntes von Grass geben: frühe Werke, gefunden unter einer Düsseldorfer Kellertreppe.

Grass habe das Unternehmen „Freipass“ bis in die Planungen des zweiten Bandes hinein begleitet, heißt es von den Herausgebern. „Ab Band 3 werden wir auf uns gestellt sein.“ *Karin Lubowski*

„Freipass“, Schriften der Günter und Ute Grass Stiftung, Band 1, erschienen im Ch. Links Verlag, Berlin, 24,90 Euro (296 Seiten, 18 Abbildungen)

## Wertvolle Schenkung für das Günter Grass-Haus

Das Günter Grass-Haus hat eine wertvolle Schenkung erhalten. Anlässlich der ersten Vorstandssitzung nach dem Tode des Stifters übergibt die Günter und Ute Grass Stiftung dem Günter Grass-Haus 138 Radierungen zu dem Roman „Hundejahre“ auf 51 Blättern.

Diese Arbeiten fertigte Günter Grass zwischen 2010 und 2012 für die dreibändige illustrierte Jubiläumsausgabe an, die im Steidl Verlag erschien. Es war der Wunsch



des Verstorbenen, diese Serie dem nach ihm benannten Haus als Anerkennung für die dort geleistete Arbeit zu schenken.

Die Sammlung des Günter Grass-Hauses umfasst 1200 bildkünstlerische Arbeiten des Nobelpreisträgers, darunter Radierungen, Lithographien, Aquarelle und Zeichnungen sowie die Manuskripte, die von 1996 bis zur Gründung des Grass-Hauses entstanden.

*(PM, ME)*

# Kriminalromane – eine unterschätzte Gattung?

Litterarisches Gespräch am 28. Mai mit Jobst Schlenstedt

„Mord vor Ort“ – das ist das Portal für regionale Krimis in Deutschland. Es zeigt, dass es zwischen Aachen und Zwickau, zwischen Aschaffenburg und Xanten kaum eine Stadt, kaum eine Region gibt, in der nicht literarisch gemordet wird. „Die Zeit“ stellte dieses Phänomen im Januar 2013 auf einer Landkarte dar und verwies darauf, dass das Literaturgenre Regionalkrimi seit etwa zehn Jahre kritisch gesehen wird: Es werden Parallelen gezogen zu „Regionalbahn“ oder „Regionalliga“ – nicht gerade sehr schmeichelhaft. „Zur Frankfurter Buchmesse 2012 ersann die SZ (d.i. Süddeutsche Zeitung) eine Liste der ‚Dinge, die wir nie mehr lesen, sehen, kaufen wollen.‘ Auf Platz eins kamen dabei die Regionalkrimis“ – so „Die Zeit“. Diskutiert wird darüber weiterhin, z. B. wenige Tage nach dem Lübecker Vortragsabend im „Forum Buch“ des SWR2 unter dem anheimelnden Titel „Heimat geht nur mit Mord“.

Lässt sich dadurch ein Referent, der selbst dem Syndikat angehört, einer Vereinigung deutschsprachiger Krimiautoren, provozieren? Jobst Schlenstedt, gebürtiger Ostwestfale, Studium der Wirtschaftsgeographie in Bayreuth, lebt seit 2007 in Lübeck und kennt sich hier mittlerweile besser aus als manch geborener oder gebürtiger Lübecker. Sein zusammen mit seiner Frau Alexandra verfasstes Buch „111 Orte in Lübeck, die man gesehen haben muss“ (2015) legt davon Zeugnis ab. Seine Krimis nehmen die Stationen seines Lebens auf: „Westfalenbräu“, „Tödlicher Abgesang“, der natürlich nur in Bayreuth angestimmt werden kann, und seit 2007 inzwischen eine stattliche Anzahl von Krimis, die in Lübeck oder an der Ostsee („Küstenkrimis“) spielen. Hauptberuflich ist Jobst Schlenstedt als Projektleiter in einem Beratungsunternehmen tätig.

Schlenstedt stimmte die Hörer ein durch eine Lesung aus seinem Roman „Möwenjagd“ (2011): Dubiose Grundstücksverkäufe, Geld, das in die leeren Kassen der Hansestadt Lübeck gespült werden soll, eine Stadt, die sich nach der Aussage eines der Akteure selbst ein Millionengrab schaufelt. Ein Wirtschaftssenator und ein schwedischer Investor treten auf. Heimliche Gespräche auf der Herrentoilette eines Restaurants,

abenteuerliche Flucht über deren Kabinentrennungen – wie schafft der Flüchtende das unbemerkt? mag sich der Leser, der Hörer fragen. Schlenstedt setzte in seinem Vortrag anschließend einen besonderen Schwerpunkt. Es ging ihm weniger um Probleme literarischer Wertung oder um gattungstheoretische Fragen. Verständlicherweise richtete er seinen Blick auf das Literaturgenre, dem er selber zugerechnet wird, anders als ein Literaturwissenschaftler.

Dass der Regionalkrimi den Kritikern durchaus suspekt ist, weiß auch der Autor. Vielleicht, so Schlenstedt, liegt dahinter die Tatsache, dass der Leser durch die Handlung, die Plot-Orientierung eingebunden wird und nicht durch die Sprache. Ein Exkurs verdeutlichte, warum es vor dem 19. Jh. keine Krimis gab. Erst nach Gründung von Scotland Yard im Jahre 1829 kann der Detektiv, der auch jenseits des Erlaubten agieren kann, durch den Polizeiermittler abgelöst werden. Gesellschaftspolitische Voraussetzung für Kriminalromane sind, so Schlenstedt, Demokratien mit einem funktionierenden Rechtssystem, in denen Mordfälle aufgeklärt werden. Anregungen für sein eigenes Schreiben entnimmt er u. a. aktuellen Zeitungsmeldungen, zeigt sich beeindruckt von Agatha Christie, George Simenon, dem Schotten Ian Rankin sowie den skandinavischen Autoren, die gesellschaftskritische Themen aufgreifen und deren Ermittler, wie bei Mankell, gebrochene Charaktere sind.

Lebhaft skizzierte Schlenstedt seinen eigenen Werdegang als Autor: ein Schreiben ohne Exposé, Kontaktaufnahme mit dreißig Verlagen, frustrierende Absagen, Entscheidung für eine Publikation im Selbstverlag – ein Weg mit Hindernissen, bis er beim auf Regionalkrimis spezialisierten Emons-Verlag landet, der auch die



(Foto: Kultur im Kesselhaus e. V., Lemgo, 2013)

ersten Köln-Krimis des später durch seinen Roman „Der Schwarm“ berühmt gewordenen Autors Frank Schätzing verlegt hat. Dort trifft Schlenstedt auf ein perfektes Marketing und seine Bücher werden lektoriert. Da muss auch schon mal eine Seite oder gar ein ganzes Kapitel überarbeitet oder gar gestrichen werden. Da Dialekt, wenn er denn eingesetzt wird, und regionale Bezüge (Straßennamen, Sehenswürdigkeiten), nur auf ein begrenztes Interesse bei der Leserschaft stoßen (Wer in der Eifel liest schon einen Lübeck-Krimi?), ergibt sich in Deutschland ein ganz spezielles Marketingphänomen: Das Einzugsgebiet für und von Autoren ist auf einen Radius von 30 bis 50 Kilometern begrenzt. Auch das bereits erwähnte „Syndikat“, in dem über tausend Autoren vertreten sind, ist für Schlenstedt ein Vermarktungskonstrukt. Wie lange sich dieser Boom noch halten kann? Schlenstedt sieht es durchaus skeptisch und verweist auf einen neuen Trend: Deutsche Autoren schreiben Krimis, die in anderen Ländern spielen. Drücken wir Jobst Schlenstedt die Daumen, dass er bei der Aufnahme politischer oder wirtschaftlicher Themen und bei der Weiterentwicklung seines Ermittlers Birger Andresen weiterhin Erfolg haben möge. Zu danken ist ihm für die – man möchte fast sagen – schonungslose und realistische Darstellung eines Literaturgenres als Marketinginstrument.

Jutta Kähler

# Heinrich Stiehl (1829-1886) – der Orgellehrer Tschaikowskys

Arndt Schnoor



Heinrich Stiehl, Portrait aus den „Vaterstädtischen Blättern“, 1929

Als Peter Iljitsch Tschaikowsky 1888 während seines Lübeck Aufenthaltes eine Aufführung von Meyerbeers Oper „Die Afrikanerin“ im hiesigen Theater besuchte, kam es in der Pause zu einer für ihn unangenehmen Begegnung, die er in einem Brief vom 15.1.88 an seinen Bruder Anatol schildert: „O weh! In der Pause erwartete mich eine Unannehmlichkeit. Jemand hatte mich erkannt, zeigte auf mich, und so wie ich auf den Korridor heraustrat, kamen verschiedene Herren auf mich zu, um sich mir bekanntzumachen. Musikdirektor Stiehl, ein Kapellmeister, der Theaterdirektor und Jurist Ogarjow...“ Seinem Tagebuch vertraut er zu diesem Treffen an: „Nur mit Mühe wurde ich diesen widerlichen Stiehl los, log ihm vor, ich sei krank, würde abfahren müssen usw.“

Dabei hätte Tschaikowsky bei dem Namen Stiehl eigentlich hellhörig werden müssen, denn während seiner Musikausbildung in St. Petersburg war ihm schon einmal der Name Stiehl begegnet. Heinrich Stiehl, Begründer der ersten Orgelklasse am Musikonservatorium in St. Petersburg, war Tschaikowskys einziger Orgellehrer. Nun traf Tschaikowsky viele Jahre später dessen Bruder, denn Heinrich war der jüngere Bruder von Carl Stiehl (1826-1911).

## Lebensstationen

Carl und Heinrich Stiehl waren gebürtige Lübecker und hatten mit Johann Diedrich Stiehl (1800-1873) einen Musi-

ker zum Vater, der sowohl als Orchester- musiker und auch als Organist an St. Jakobi (von 1835- 1872) gewirkt hatte. Beide Brüder wurden nach ersten Musikstudien bei ihrem Vater später professionell ausgebildet. Heinrich Stiehl ging zunächst nach Weimar und 1847 schließlich nach Leipzig, wo Mendelssohn noch kurze Zeit sein Lehrer war. Wichtiger war für ihn sein Förderer Ignaz Moscheles. Stiehl kam zu einer Zeit nach Leipzig, als dort die Wiederbelebung der Musik Bachs immer wichtiger wurde. So erklärt es sich, dass Stiehl als Organist und Dirigent später das Werk des Thomaskantors immer wieder spielte und auführte. Nach seinem Studium kam er zunächst nach Lübeck zurück und gab hier etliche Konzerte.

1853 berief man ihn zum Organisten an die Petrikerche und Dirigenten der Singakademie in St. Petersburg. Dort hatte er mit einer relativ neuen Orgel des deutschen Orgelbauers Walcker ein hervorragendes Instrument zur Verfügung. 1862 berief man ihn zusätzlich zum Professor am Petersburger Konservatorium, wo er die erste Orgelklasse in Russland gründete.

Sein berühmtester Schüler, Peter I. Tschaikowsky, hatte wahrscheinlich, wie andere Schüler auch, zweimal wöchentlich Orgelunterricht bei dem als „hervorragenden Virtuosen“ bezeichneten Stiehl in dessen Petrikerche. Das von ihm entwickelte Unterrichts-konzept zielte darauf

ab, die Orgel als Instrument kennenzulernen und dessen Möglichkeiten insbesondere für Improvisationen zu nutzen. So mussten die Schüler zum Examen eine Fuge spielen und über gegebene Themen improvisieren. Dieses an seiner eigenen Studienzeit orientierte Schema, das dazu dienen sollte, die Organisten für die Aufgaben des gottesdienstlichen Orgelspiels zu befähigen, konnte allerdings in Russland, wo die Orgel im orthodoxen Gottesdienst keine Funktion hat, nicht lange fruchten.

Mit der dortigen Singakademie führte er u. a. den „Messias“ von Händel mit allen deutschen Chören in St. Petersburg und den „Elias“ von Mendelssohn Bartholdy mit hervorragenden deutschen Solisten auf. Die Aufführung des Messias war ein überragender Erfolg und musste, nachdem die erste Aufführung mit über 4.000 Zuhörern überfüllt war, wiederholt werden.

1869 verließ Stiehl Russland und reiste mehrere Jahre durch Europa. Neben einer regen Konzerttätigkeit bekleidete an mehreren Orten kürzere Stellungen wie z. B. als Organist der St. Johanniskirche in Lüneburg. Von 1874-1878 hielt er sich in Belfast als Leiter des dortigen Cäcilienvereins und danach bis zum Jahr 1880 in Hastings auf.

Seine Jahre in Großbritannien haben ihren Niederschlag in einer Vielzahl an Notenausgaben in englischen Verlagen



Heinrich Stiehl, Fantasie für Orgel über die russische Nationalhymne. – Autograph. – (Fotos: Stadtbibliothek Lübeck)



Heinrich Stiehl, *Souvenir de Travemünde* : 2 *Morceaux caractéristique pour le Piano* op. 17.

gefunden. Noch heute werden in der British Library über 120 Editionen von Stiehl verwahrt.

### Bachs Matthäuspassion – Kulturkampf in Tallinn

1880 ging er als Organist an die Olaiikirche nach Tallinn (Reval), wo er auch einen Gesangverein gründete und leitete. Dieser Chor hat Musikgeschichte geschrieben. Mit seinen Sängern führte Stiehl 1883 zum ersten Mal in Russland die Matthäuspassion von Johann Sebastian Bach auf. Zunächst erklang das Werk am 17.3.1883 im Börsensaal und zwei Tage später in der Olaiikirche. Eine weitere Aufführung fand in St. Petersburg statt.

Über die Qualität und Bedeutung dieser Konzerte finden sich unterschiedliche Berichte. Auch wenn die Musiker damals noch relativ wenig Verständnis für die barocke Klangsprache gehabt haben dürften, so ist der große Eindruck, den die Musik auf die Zuhörer hatte, unbestritten. Wahrscheinlich gehörte auch ein gewisser Wagemut Stiehls dazu, mit den ihm zur Verfügung stehenden Kräften diese große Passionsmusik aufzuführen.

Dazu muss man wissen, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts der Einfluss der Russen in dem zuvor hauptsächlich von der deutschen Oberschicht geprägten kulturellen Leben im Baltikum zunahm. Auch in der Musik wurde zunehmend eine russisch geprägte Musik, u. a.

von Mitgliedern des „Mächtigen Häufleins“ gefordert. In dieser Situation besann man sich im Baltikum und auch in Finnland auf die großen Meisterwerke deutscher Musik. So war es nur folgerichtig, dass man auch Werke Bachs aufführte. Zwei Tage vor der Aufführung der Matthäuspassion wurde ein weiteres Meisterwerk deutscher Musikkultur, Wagners „Lohengrin“ in Tallinn erstmals dargeboten.

Schon im Alter von 57 Jahren ist Stiehl in Tallinn verstorben. Man errichtete ihm zu Ehren auf seinem Grab ein Denkmal. Wie Wilhelm Stahl in einem Artikel zum 100. Geburtstag von Stiehl 1929 schrieb, war Stiehl und dessen Wirken damals in Tallinn noch nicht vergessen. Der Friedhof wurde 1950 eingeebnet.

### Souvenir de Travemünde – Der Komponist

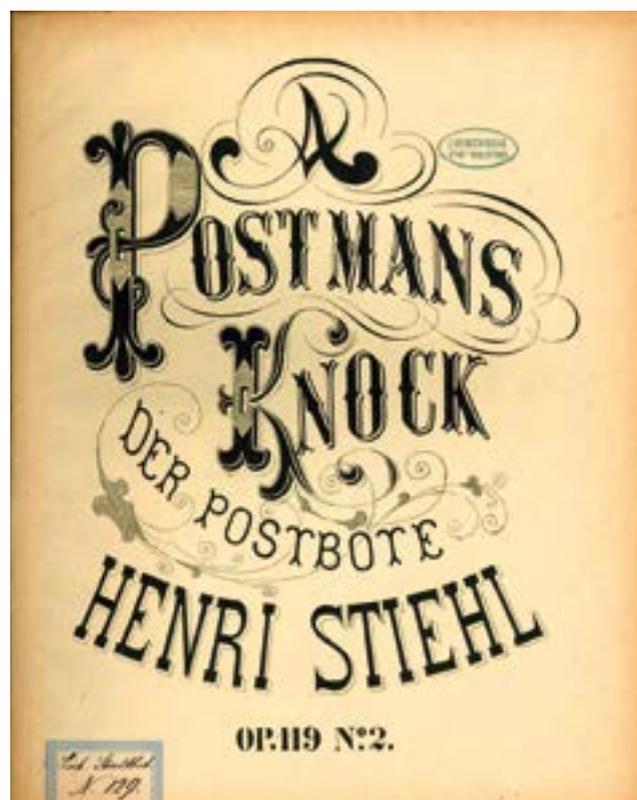
Stiehl hat ein umfangreiches kompositorisches Werk hinterlassen. Einige Opern und Singspiele, Orchester- und Chorwerke sind ebenso erhalten wie Kammermusik in verschiedenen Besetzungen. Seine wichtigsten Beiträge gelten aber der Klaviermusik. Hier sind es vor allem die lyrischen Charakterstücke, die auch heute noch ihr Publikum fänden, wenn sie denn bekannter wären. Neben „Arabesken“, „Idyllen“, „Fantasiestücken“ finden sich auch Stimmungsbilder wie „Souvenir de Travemünde“, aber auch Stücke für Kinder wie „Schneewittchens Geburtstagsfeier – heiteres pantomimisches Intermezzo für Schellenbaum, Triangel, Trommel, Trompete mit Streicherzett oder Klavierbegleitung“ op. 155. An Orgelwerken hat sich nur wenig erhalten. Hier ist insbesondere die Fantasie über die russische Nationalhymne zu nennen, die auch heute noch gern gehört wird.

Sein Schüler Tschaikowsky hat sich wahrscheinlich nicht mit den Werken seines Lehrers beschäftigt. Zumindest sind keine entsprechenden Zeugnisse bekannt.

### Tschaikowsky im Blick – Zwei Ausstellungen 2015

Die Stadtbibliothek Lübeck wird vom 11. Juli bis zum 30. August 2015 aus Anlass des Schleswig-Holstein-Musik-Festival-Schwerpunktes zu Tschaikowsky eine Ausstellung für dessen Orgellehrer im Foyer der Bibliothek zeigen. Dort sind dann u. a. Manuskripte und Notendrucke von Stiehl, aber auch ein Originalplakat der berühmten Aufführung der Matthäuspassion von Bach in Tallinn zu sehen.

Das Brahmsinstitut zeigt ab dem 11. Juli unter dem Titel „Kontrapunkte“ ebenfalls eine Ausstellung zum SHMF-Schwerpunkt und wird dabei auch den Besuch Tschaikowskys in Lübeck sowie in anderen deutschen Städten thematisieren. Schwerpunkt dieser Ausstellung ist natürlich die Beziehung zwischen Brahms und Tschaikowsky, die einander menschlich durchaus schätzten, wie ihre Begegnungen 1887 und 1888 in Leipzig und Hamburg zeigen. Gezeigt werden u. a. wertvolle Originalbriefe von Tschaikowsky, Drucke, Programmzettel, Büsten und Fotografien. Der Eintritt zu beiden Ausstellungen ist frei.



Heinrich Stiehl, *A Postmans Knock* für Klavier op. 119,2.

## „...eine beinahe überirdisch zu nennende Faszination...“

Roland Harweg: *Fiktion und doppelte Wirklichkeit. Studien zur Doppelexistenz von Novellen- und Romanorten am Beispiel des Frühwerks – insbesondere der Buddenbrooks – von Thomas Mann.* Berlin, LIT-Verlag 2012, 469 Seiten, Preis 39,90 Euro.

Der Verfasser, Jahrgang 1934, emeritierter Professor für Linguistik an der Ruhruniversität Bochum, Verfasser der vierbändigen Untersuchung „Zeit in Mythos und Geschichte“, hat seine vor Jahrzehnten begonnenen Studien zum Phänomen von Fiktion und doppelter Wirklichkeit als Bd. 6 der von ihm selbst herausgegebenen Reihe „Sprache-Kommunikation-Wirklichkeit. Linguistische Studien zur Semantik und Pragmatik“ zusammenfassend publiziert.

Über seine Absicht schreibt Harweg im ersten Satz des Vorwortes (S. XVII): „Das Ziel des vorliegenden Buches ist der Aufweis und die Erhellung eines Phänomens, das auf bestimmte Menschen eine beinahe überirdisch zu nennende Faszination ausübt, dessen Existenz aber nur den wenigsten bewusst zu sein scheint.“ Um was es sich dabei handelt, erläutert Harweg an einem Erlebnis in England: „So habe ich im Jahre 1962 im Theatre Royal Drury Lam in London einmal eine Aufführung des auf Bernhard Shaws Komödie „Pygmalion“ fußenden Musicals „My Fair Lady“ gesehen, und in dieser Aufführung lag das nicht fiktive Urbild, die Bühnenszenierung, des fiktiven Schauplatzes des 1. Aktes des Musicals zwar nicht genau an der Stelle der nichtfiktiven Entsprechung dieses fiktiven Schauplatzes, aber doch [...] ganz in der Nähe desselben; denn die nichtfiktive Entsprechung des fiktiven Schauplatzes des 1. Aktes des Musicals ist der Blumenmarkt Covent Garden, nur wenige hundert Meter von der Bühne des Drury-Lam-Theaters entfernt. Das Gefühl aber, das dieser Beinahe-Zusammenfall der beiden Schauplätze in einem dafür empfänglichen Zuschauer auszulösen vermochte, mag jenes beinahe überirdisch zu nennende Gefühl gewesen sein, einem bestimmten Schauplatz auf zwei Ebenen, ja in zwei Welten zugleich nahe zu sein.“ (S. 52)

Die hier zu besprechende Studie dient somit auch der erkennenden Selbstvermittlung des Verfassers und sie ist zugleich die Dokumentation eines Spurenganges

auf der Suche nach Orten und Ausblicken, bei deren Erreichen sich jene Faszination einstellte, Orte, die „ein ganz eigenartiges Gefühl auszulösen imstande waren“. (S. 52) Dass Harweg sich den frühen Novellen Thomas Mans, *Tonio Kröger* etwa oder *Der kleine Herr Friedemann* oder *Der Bajazzo* zuwandte und dass er über seine Recherchen zu *Buddenbrooks* auf mehr als 200 Seiten, also fast der Hälfte seiner umfangreichen Studie, berichtet, mag insofern nicht verwundern, weil vor ihm schon viele Spurengänger diesen Weg eingeschlagen und darüber in etlichen Publikationen Zeugnis abgelegt haben.

Als Ergebnis seiner sehr genau lesenden und sehr genau schauenden Recherchen, für die er einen differenzierenden Kategorisierungsapparat ausgearbeitet hat, präsentiert Harweg für den Roman *Buddenbrooks* einen klaren Befund. Unter all den Orten und Ausblicken, wo die fiktive Welt und die Fragmente, die Überreste der nichtfiktiven Entsprechungen sich nahe kommen, gibt es nur zwei, die als „Beispiele für den höchsten Entsprechungsgrad“ gelten können und damit in der Lage sind, jenes eigenartige Gefühl auszulösen: 1. Der Blick aus den Fenstern im Landschaftszimmer in der Dauerausstellung zu *Buddenbrooks* und 2. Die Rückfahrt der Geschwister Thomas und Tony Buddenbrook nach dem Grünlich-Auftritt bei Lotsenkommandant Schwarzkopf von Travemünde nach Lübeck, genauer noch eingegrenzt, die Beschreibung des Wegstückes vom Burgtor über Burgstraße, Koberg und Breite Straße zur Mengstraße.

In allen anderen Fällen (immerhin werden allein in *Buddenbrooks* mehr als 60 Orte/Standorte untersucht!) bleibt es bei abgestuften Varianten jener beschworenen Faszination oder es ergibt sich die ernüchternde Einsicht, dass es zwar für einen fiktiven Ort oder Ausblick ein oder auch mehrere nicht fiktive „Urbilder“ gibt, zwischen beiden Welten aber keinerlei nachvollziehbare Beziehung besteht, die geeignet wäre, den ersehnten Genuss herbeizuführen. (Selbst beim Blick aus dem Landschaftszimmer, ich zitiere: „Man saß im ‚Landschaftszimmer‘, im ersten Stockwerk des weitläufigen alten Hauses in der Mengstraße [...] Draußen, jenseits der Straße, war schon jetzt, um die Mitte des Oktober, das Laub der kleinen Linden vergilbt, die den Marienkirchhof umstanden, um die mächtigen gotischen Ecken und

Winkel der Kirche piff der Wind [...]“ ist Harweg nicht sicher, ob alle Details der fiktiven Welt eine nicht fiktive Entsprechung zum Zeitpunkt des fiktiven Zeitpunktes der erzählten Zeit 1835 hatten. Gab es im nicht fiktiven Jahr 1835 schon „die kleinen Linden“ oder standen in der oberen Mengstraße zu diesem Zeitpunkt auf der Südseite nicht doch noch die Verkaufsbuden für Butter? Hier ist inzwischen eine Klärung eingetreten, die Harwegs Gesamteindruck nicht beeinträchtigt: Die „kleinen Linden“ wurden nach Ausweis einer historischen Quelle 1835 gepflanzt.)

Der Verfasser ist sicher, dass ein fasziniertes In-Spuren-gehen von Lesern nur unter der Prämisse möglich ist, dass die nicht fiktiven Entsprechungen fiktiver Ort Gegenstand der Fiktion selbst waren, mit anderen Worten, weil Thomas Mann aus den „Sachen“ Thomas Mann'sche „Sätze“ gemacht hat, kann auch ein Interesse an den nichtfiktiven Entsprechungen der dargestellten „Sachen“ entstehen.

Harweg hat sich methodisch/erkenntnistheoretisch für eine schlichte Trennung zwischen fiktiver und nicht fiktiver Wirklichkeit entschieden und siedelt seinen ausblickenden Standort in der Fiktion an. Ein Ort, ein Standort, eine Sache, ein Ausblick, sie alle haben in der Fiktion eine fiktive Wirklichkeit mit in der Regel etlichen Hinweisen auf deren Beschaffenheit. Aus dieser Disposition ergibt sich wie zwangsläufig als erste Frage, ob die in den frühen Novellen Thomas Mans und in *Buddenbrooks* evozierte „alte, kaum mittelgroße Stadt“ einander ähnlich, verwandt oder verschieden ist. Eines der Ergebnisse dieses konsequent durchgehaltenen Hinschauens auf die fiktiven Wirklichkeiten: Die alte Stadt im *Tonio Kröger* und in *Buddenbrooks* sind **nicht** verwandt. Ihre Verwandtschaft zu postulieren, wie es gemein geschieht, bedarf der Zuhilfenahme außerfiktionaler Wissensbestände.

Harweg hat seine Spurensuche strikt eingeschränkt auf Orte, Standorte, Sachen und Ausblicke, wohl wissend, dass die Suche nach Verbindungen zwischen fiktivem Novellen- und Romanpersonal mit ihren behaupteten nicht fiktiven Entsprechungen ins Leere laufen muss. Der suchende Leser kann die Urbilder weder selbst sehen noch kennen. Heute gilt diese Feststellung für ausnahmslos alle Leser, und nur in jener frühen Zeit, als manche behaupteten Urbilder noch lebten, konnten einige wenige

Leser, die die nicht fiktiven Personen persönlich kannten, diese per Vergleich mit den fiktiven Gestalten verbinden. So gesehen, waren bereits die „Schlüssellisten“ zu *Buddenbrooks* aus der Zeit ab 1903 Medien einer exklusiven Kommunikation zwischen einigen wenigen persönlich Bekannten, für den übergroßen Teil der Leserschaft handelte es sich um nicht prüf- bare Behauptungen. Bei Orten, Standorten und Ausblicken ist das dann anders, wenn Fragmente der nicht fiktiven Wirklichkeit aus der erzählten Zeit noch heute betrachtet werden können.

Dass Harweg die fiktive Wirklichkeit bestimmter fiktiver Orte, nennen wir, weil herausragend, das Haus der Buddenbrooks in der Mengstraße, detailgenau untersucht, macht es ihm möglich, Kontinuitäten in der Beschreibung des fiktiven Ortes, erste Einführungen, spätere Ergänzungen im weiteren Romanverlauf, aber auch einander Widersprechendes festzuhalten. Zugleich aber kann er auch solche Passagen identifizieren, wo die fiktive Wirklichkeitsdarstellung, von der ja bekannt ist, dass sie sich häufig des Wissens Thomas Manns um die nicht fiktiven Entsprechungen bedient, ins rein Imaginäre abhebt. So kann etwa im fiktiven

„Frühstückszimmer“ an jenem Sonntagmorgen, in dessen zurückliegender Nacht Clara Buddenbrook geboren wurde und der Konsul dieses Ereignis nun in die Familienpapiere einträgt, morgens um 9 Uhr die Sonne durch die geöffneten Fenster- vorhänge scheinen. Das war in der nicht fiktiven Entsprechung, im Obergeschoss des nördlich ausgerichteten Seitenflügels des Hauses der Manns in der Mengstraße mit seinen nach Westen sich öffnenden Fenstern unmöglich. Schwierig gestaltet sich bei gewissenhafter Prüfung die Entscheidung, wo im „Landschaftszimmer“ das Sofa gestanden haben mag. Harweg entscheidet sich schließlich für einen Standort am Fenster. So stichhaltig seine Begründungen sein mögen, haben sie nicht doch jene Beschreibung außer Acht gelassen, wo Clara im Herbst 48 erschrocken in den Spion schaut und ausruft: „All die Leute, was wollen sie?“, die Konsulin daraufhin sofort ihre Briefe weglegt und „zum Fenster eilt“? Die Frage sei erlaubt: Kann man zum Fenster „eilen“, wenn man in dessen Nähe bereits sitzt?

Harweg hat für seine Spurensuche die Ergebnisse älterer Spurengänger wie Mendelssohn, Kommer, Wißkirchen, Dittmann, Christensen, Eickhölter und

Blöcker mit Gewinn herangezogen und auch vergleichend kritisch ausgewertet. Ganz neue Perspektiven vermag er dort aufzuzeigen, wo er an die Geschichte möglicher Spurensuchen in der Frühzeit der Romanpublikation denkt, wenn er sich also fragt, ob frühe Leser des Romans das Haus betreten, welche Räume sie sehen konnten, ob und wie sich diese bereits bei Erscheinen von *Buddenbrooks* 1901 verändert hatten gegenüber der Zeit, als Thomas Mann sie aufsuchen konnte. Weil die nicht fiktive Entsprechung des Hauses in der Mengstraße eine Baugeschichte mit Kontinuitäten und Brüchen in sich trägt, bleibt in der Jetztzeit als vollständige Entsprechung von fiktiver und nichtfiktiver Wirklichkeit nicht mehr, aber auch nicht weniger als jener Blick aus den Fenstern des refikionalisierten Landschaftszimmers in der heutigen Buddenbrooks-Dauerausstellung. „Vollständig“ nennt Harweg Übereinstimmungen von (1.) Standorten, (2.) Bauten, Pflanzen, Gewässern, (3.) Prospekten, d. h. Ausblicke auf Teile der Umgebung und (4.) Namensschicksalen. Die Reihenfolge ist auch als hierarchische Gewichtung zu verstehen, „Standorte“ sind ihm das „Primordiale“, nicht fiktive Namen können sich wandeln



Foto: Herbert Jäger

oder wandern, ohne dass die gemeinte Sache am Standort davon berührt wird, daher auch die Bezeichnung Namensschicksale.

Harweg vergleicht praktisch sämtliche in *Buddenbrooks* erwähnten fiktiven Standorte bis hin zum Haus von Grünlich und Tony Buddenbrook im fiktiven Hamburg, dem Haus von Permaneder im fiktiven München, der Pension von Sesemi Weichbrodt bis hin zur Villa Quisisana des Dr. Gieseke, in der er seine Geliebte angesiedelt hat, im fiktiven Lübeck. Seine Studie ist damit als eine Modelluntersuchung zu kennzeichnen, die exemplarisch an den frühen Novellen Thomas Manns und an *Buddenbrooks* jene Grenze abschreitet oder vermisst, die Wolfgang Iser 1991 gezogen hat zwischen dem Fiktiven und dem Imaginären. Iser hatte seinerzeit in der „Grundlegung einer literarischen Anthropologie“ primär darauf bestanden, dass Fiktionen, das Fiktives Reales, Wirkliches fingierend bearbeitet. Das hingegen, was wir Realität, nicht fiktive Wirklichkeit nennen, sei immer auch durchsetzt von Fiktivem. Wenn aber, wie Iser behauptet hat, im Prozess der Fiktionalisierung Reales gleichsam aufgebrochen und neu strukturiert wird, das Reale aber trotzdem präsent, anwesend bleibt in den Bezeichnungen, den Worten, dann macht Harwegs Studie diesen Prozess an den frühen Mann'schen Erzählwerken schrittweise für den Bereich des Topografischen in detail nachvollziehbar. Mit dem von ihm entwickelten Vermessungsapparat können die Fälle, wo Fiktives und nicht Fiktives sich graduell unterscheiden, berühren, ähneln, abgrenzen von Fällen, wo Fiktion aus Imaginärem schöpft oder die Fiktion nicht fiktive Urbilder aufrufbar macht, die aber in der fiktiven Wirklichkeit keine Entsprechung haben. (Das betrifft bspw. die Raumbeschreibungen der Pension von Sesemi Weichbrodt in *Buddenbrooks*, aber auch den Standort der Pension.)

An Harwegs (genussreicher) Spurensuche ist an dieser Stelle nur bezüglich zweier Orte Einspruch vonnöten. Es geht um den Billardsaal im zweiten Hintergebäude im weitläufigen Anwesen der Buddenbrooks. Die Herren, vom Festmahl gestärkt, folgen Konsul Jean und erreichen einen Saal im ersten Obergeschoss des Hintergebäudes, von dem es heißt: „Ähnlich wie im Landschaftszimmer brannte hier hinter einem Messinggitter der Ofen. Durch die drei hohen und schmalen Fenster blickte man über feuerrote Dächer, graue Höfe und Giebel...“ Harweg kommt unter Einbeziehung aller historischen Beschreibungen, Zeichnungen und

Fotografien vom nicht fiktiven Blockinnenhof zwischen Mengstraße, Beckergrube, Breite Straße und Fünfhausen zu dem Ergebnis, der fiktive Blick könne keine nicht fiktive Entsprechung haben. Im dicht bebauten Innenhof habe man aus dem ersten Obergeschoss des zweiten Hintergebäudes wohl auf Wände schauen können, nicht aber über Dächer. Hinter dieses Ergebnis kann ein deutliches Fragezeichen gesetzt werden. Harweg hat richtig gesehen, dass es in der Mengstraße in deren Verlauf von Ost nach West Richtung Trave ein steiles Gefälle gibt. Was er, vermutlich, nicht mehr erinnert: Zwischen Mengstraße und Beckergrube, also in Richtung Norden, gibt es ebenfalls einen kurzen, steilen Geländeabfall. Man erlebt ihn fiktiv und nicht fiktiv beim Gang durch die Straße Fünfhausen (Buddenbrookleser erinnern sich: „Thomas schritt den Fünfhausen hinunter“... auf dem Weg zu seiner kleinen Anna), aber auch beim Gang durch die Breite Straße. Dieser steile Abfall zieht auch durch den Blockinnenhof und betrifft damit auch das Mann'sche Grundstück. Die Fotografien des Hofes von der Höhe der Marienkirche, die Harweg konsultierte, lassen den Geländeabfall nicht deutlich erkennen. Auch Björn Kommer hat den Geländeabfall in seiner Rekonstruktionsskizze des Anwesens nicht berücksichtigt. Wie auch immer das zweite Hintergebäude also gestanden haben mag, im oder am Abhang, es ist durchaus vorstellbar, dass der fiktive Blick des Romans eine nicht fiktive Entsprechung hatte, zumindest bis etwa 1895, also bis zum Bau der Markthalle.

Einer Fehlinformation zufolge glaubt Harweg, auf dem nicht fiktiven Marktplatz habe ein Siegesbrunnen gestanden und dieser sei ein Opfer des Bombenangriffs vom 28./29. März 1942 geworden. Auf dem Markt stand seit Mitte der 1870er-Jahre (Der Erzähler in der Novelle *Tonio Kröger* spricht von einem „gotischen Brunnen“) ein Brunnen, der an die historische Stadtgründungsphase und ihre Protagonisten erinnerte. In Windrosenordnung standen vier mindestens lebensgroße Figuren: Adolf II. Schauenburg, Heinrich der Löwe, Kaiser Friedrich I. Barbarossa und Kaiser Friedrich II. Der Brunnen wurden zwischen 1934 und 1936 von der nationalsozialistischen Stadtregierung als „Gerümpel“ beseitigt.

Die umfangreiche Studie von Roland Harweg, die in den Anfangskapiteln etwas Geduld und Zuversicht verlangt, ist in den Hauptteilen ein außerordentlicher Glücksfall für die topografisch orientierte Litera-

turforschung im Allgemeinen und speziell für Lübeck. Für die Umbauplanungen der Kulturstiftung der Hansestadt Lübeck ist die Studie gerade rechtzeitig erschienen. Harwegs Untersuchungen und Untersuchungsergebnisse werden aktuellen Diskussionen über Ideen zur Umgestaltung des Buddenbrookhauses Nährstoff zum Nachdenken bieten.

Zum Hintergrund: Die Kulturstiftung hat vor wenigen Jahren das Nachbarhaus Mengstraße 6 mit Mitteln der Bundeskulturstiftung erwerben können. Derzeit werden die Ergebnisse einer Machbarkeitsstudie diskutiert, die für eine zukünftige museale Nutzung ab 2018 drei Varianten anbietet. Im Zusammenhang mit der Studie von Harweg ist von Interesse, welche Konzepte für das Haus Mengstraße 4 museumsdidaktisch durchgespielt werden. Es spricht Einiges dafür, mit der Buddenbrookausstellung im Obergeschoss des Hauses konservativ umzugehen und sie nur zu überarbeiten und zu aktualisieren. Dazu gibt es in Harwegs Buch auch einige bedenkenswerte Hinweise. Man könnte aber auch die Größen- und Höhenverhältnisse in der „Beletage“ der Romanwirklichkeit annähern wollen. Dazu müsste der Skelettbetonbau hinter der Fassade angefasst und das Zwischengeschoss entfernt werden. Wie auf einer Fotografie aus der Zeit zwischen 1945 und 1957 erkennbar, ist in der Westwand in Höhe des historischen Landschaftszimmers noch ein größeres Fragment der Ofenkonche erhalten gewesen. Was davon jetzt nach dem Neubau von 1957 erhalten geblieben ist, weiß derzeit niemand. Vergleichbare bauliche Situationen in Lübeck sprechen dafür, dass noch Reste vorhanden sind. Es ist somit nicht auszuschließen, dass dieses nicht fiktive Detail auch Orientierungsdaten liefern könnte für zukünftig neue Raumgrößen und -höhen. Harwegs Empfindungen bei der Besprechung des derzeitigen Landschaftszimmers haben sich zu dem Eindruck verdichtet, dass ein nicht fiktives Landschaftszimmer aus der Zeit der Manns trotz seiner Abweichungen in der Dekoration der Landschaftsbemalungen einen höheren Genusswert darstellen würde als die jetzige Lösung, der es an Raumhöhe und -länge fehlt. Mit einem großzügigen Umbau des Hauses Mengstraße 4 würde man also möglicherweise dem Raumerleben der Besucher einigen neuen Genuss vermitteln können. Man darf gespannt sein, welchen Stellenwert diese Überlegungen bei den Abwägungen der Museumsgestalter einnehmen werden.

Manfred Eickhöler

# Doktoranden stellen ihre Arbeiten vor – „Uni im Dialog“ in St. Petri

Larissa Schuchardt

Warum kann ich mich nicht beherrschen, wenn ich ein Stück Pizza vor mir liegen habe? Was sind Gelatine-Phantome und was haben sie mit Netzhauterkrankungen zu tun? Verhindert Zähneputzen Zahnfleischerkrankungen wie Parodontitis? Und können Apfel- und Grünkohl-extrakte Diabetes bekämpfen?

Diese und viele weitere Fragen wurden am 10. Juni bei der Veranstaltung „Uni im Dialog“ in der Universitätskirche St. Petri auf zahlreichen Postern vorgestellt. Einmal im Jahr haben studentische Doktoranden die Gelegenheit, ihre wissenschaftliche Arbeit im wahrsten Sinne des Wortes „an den Mann zu bringen“ – nämlich nicht wie auf einer fachspezifischen Tagung mit anderen Forschern zu fachsimpeln, sondern die eigenen Ergebnisse in einfachen Worten zusammenzufassen und somit allen interessierten Bürgern zugänglich zu machen. Da nicht jeder medizinische Doktorand die Möglichkeit bekommt, seine Arbeit auf einem Kongress vorzustellen, ist der so genannte „Doktorandentag“ eine tolle Gelegenheit, ein eigenes Poster zu erstellen und dieses in einer fünfminütigen Präsentation zu erläutern. Auch geht

es nicht darum, einander mit den besten Ergebnissen auszustechen, sondern den aktuellen Status Quo der eigenen Arbeit leicht verständlich zu erklären und bei den Besuchern Neugier zu wecken.

Dies funktioniert nun schon seit 10 Jahren! Zu Beginn diente die Veranstaltung „Uni im Dialog“ noch der Zusammenführung der inzwischen lange etablierten Mentorengruppen der Uni, seit 2007 findet in ihrem Rahmen der so genannte Doktorandentag statt. Nicht nur Medizinstudenten, auch einige Master- oder PhD-Studenten der lebenswissenschaftlichen Studiengänge erklären den zahlreichen Besuchern ihre Forschung. Um die 60 Poster werden jedes Jahr eingereicht, sodass gut die Hälfte aller Doktorarbeiten, die jährlich an der Uni geschrieben werden, einmal in St. Petri vorgestellt wurden. Und das Interesse der Lübecker ist groß: Mal stehen neugierige Passanten neben Professoren, mal löchern Schüler die Studenten und lassen sich auch nicht mit oberflächlichen Erklärungen abspesen. Nicht zuletzt werden jedes Jahr Preise vergeben: Vierköpfige Jurys, bestehend aus je einem Professor, einem Studenten, ei-

ner Lehrkraft und einem Schüler der Baltic Schule Lübeck, beurteilen vor allem, wie verständlich und ansprechend ein Poster gestaltet ist. Die sechs besten Poster erhalten jeweils eine Urkunde, zusätzlich verleihen Schüler eines Leistungskurses Biologie den „Publikumspreis“.

Bei der diesjährigen Preisverleihung von „Uni im Dialog“ erhielt diesen Preis das Poster, das sich mit dem Einfluss von Apfel- und Grünkohl-extrakten auf den Blutzuckerspiegel beschäftigte. Prof. Klotz von der Promotionskommission der Universität, Prof. Westermann als Studiengangsleiter Medizin und der Pastor der Universitätskirche Dr. Schwarze hielten jeweils eine Rede, es spielte die vierköpfige Saxofon-Gruppe „Saxoton“ von der Musikhochschule und im Anschluss konnte man sich bei Wein und Brezeln noch einmal ganz der Wissenschaft widmen.

Doch was hat es nun mit den Gelatine-Phänomenen auf sich, die auf einem Poster vorgestellt werden? Dies sind Tinte-Gelatinegemische, die im Versuch den Augenhintergrund darstellen sollen. Mit ihrer Hilfe lässt sich modellhaft eine neue Behandlungsmöglichkeit von Erkrankun-

gen des Augenhintergrundes zeigen, die die bisherige Lasertherapie kürzer und sicherer machen soll. Wer bei der Pizza schwach wird, scheint generell ein impulsiverer Mensch zu sein, wie ein anderes Poster zeigt. Zuletzt zeigt sich bei den Zahnfleischerkrankungen, dass manche Personen scheinbar eine genetische Veranlagung dazu in sich tragen, die nicht alleine durch gute Mundhygiene verhindert werden kann und deren Lokalisation im Genom jetzt untersucht werden soll – doch dieses Poster wird bei Zahnärzten und Eltern sicherlich nicht zum Favoriten gekürt.



Doktoranden erklären dem Publikum die Bedeutung ihrer Studie in der Petrikerche.

(Foto: Schuchardt)

# Mühsam auf Reisen

Jürgen-Wolfgang Goette

Erich Mühsam schrieb am 9.2.1930 eine Postkarte aus Meiningen (Thüringen) an seine Frau:

*Liebste Zenzl! Diese Hütte haben die Genossen gebaut, 600 Meter hoch, mitten im schönsten Wald. Wir sind ungefähr 1 Stunde bis herauf gestiegen.*

Gemeint ist die Bakuninhütte, die in den 20er Jahren im Wald bei Meiningen errichtet war. Mühsam war während dessen (von 1919 bis 1924 wegen seiner Beteiligung an der bayrischen Revolution) in Haft. Zum Jahresende 1924 wurde er amnestiert, zehn Jahre später 1934 im KZ Oranienburg ermordet. Michael Bakunin hat von 1814 bis 1876 gelebt, er hat die zaristische Terrorherrschaft bekämpft. Er bekennt sich zum Anarchismus:

*Wir protestieren nicht gegen die Bezeichnung Anarchisten, denn wir sind in der Tat Feinde jeglicher Macht, weil wir wissen, dass Macht ebenso zersetzend auf den wirkt, der sie hat, wie auf den, der ihr gehorchen muss.*

In seinem Tagebuch notiert Mühsam am 20.12.1924: „Vormittag, zehn Uhr dreißig. Frei!“ Was für ein Schrei der Befreiung steckt in diesem kurzen Satz! Jetzt konnte er auch wieder auf Reisen gehen, er besuchte seine Genossen, er besuchte politische Gefangene, er wusste da ja genug Bescheid. So kam er auch nach Mei-

ningen. Mitunter hat ja auch eine kleine Postkarte eine besondere Bedeutung.

2003 hat die Erich-Mühsam-Gesellschaft in Lübeck eine Erich-Mühsam-Ausstellung konzipiert, die in mehreren Städten präsentiert wurde: Lübeck, Berlin, München, Dorsten, Sachsenhausen, Tel Aviv. Jetzt folgt Meiningen. Die beiden Ausstellungen in Meiningen (die Erich-Mühsam-Ausstellung und die Ausstellung „Meiningen und seine Anarchisten“) ergeben eine gemeinsame, sich ergänzende Doppelausstellung. Die Hütte entstand in den 20er Jahren auf einer Selbstversorgungsfläche hungernder Arbeiter. Diese kamen aus der Umgebung. Sie waren vorzugsweise in der syndikalistischen Gewerkschaft „Freie Arbeiter Union Deutschland, FAUD“ vertreten. Es entstand in den 20 Jahren eine einfache Schutzhütte und später ein Steinhaus. Dieses Haus machte eine wechselhafte Geschichte durch, das Gelände wurde enteignet, für andere Zwecke genutzt. Auch die SS vereinnahmte die Hütte für sich. Aber die Hütte blieb bestehen, auch nach 1989. 2006 wurde der „Wanderverein Bakuninhütte e.V.“ gegründet. Die Behörden haben allerdings Einschränkungen der Nutzung der Hütte angeordnet.

Das Gesamt-Projekt lautet: „Mühsam in Meiningen und seine Anarchisten“. Es geht



um Frühformen der alternativen Lebenskultur und Lebensreform. Dazu gehören auch die Wandervögel und die Vagabunden. Es geht um das Siedlungswesen und den Genossenschaftsgedanken, die Reformpädagogik, Antimilitarismus, freie Liebe, Sexualhygiene und Vegetarismus. Der Meininger Teil der Doppelausstellung zeigt über 500 teilweise unbekannte Exponate. Die Geschichte der alternativen Kultur wird in Teilen neu bewertet werden müssen. Mitte Juni findet auch eine Fachtagung in Meiningen statt.

Der Hüttenspruch macht die Lebendigkeit des Reformgedankens deutlich.

*Freies Land und freie Hütte, freier Geist und freies Wort, freie Menschen, freie Sitte/zieht mich stets zu diesem Ort.*

Und auch Mühsam fügt sich da gut wieder ein: „Sich fügen heißt lügen.“

#### Kontakt:

Wanderverein Bakuninhütte e.V., Ernestinerstr. 14, 98617 Meiningen  
Mail: kontakt@bakuninhuetten.de  
Mail: s.seifert@meininger-museen.de  
EMG: c/o Buddenbrookhaus, Mengstr. 4, 23552 Lübeck  
Mail: post@erich-muehsam-gesellschaft.de

## Auf Leben und Tod – Mahlers sechste Sinfonie

Zweimal fällt der Hammerschlag. Der Rest versinkt in Auflösungsfeldern und Resignation. Mit Mahlers sechster Sinfonie („Tragische“) endete am 22. Juli die Saison der Lübecker Philharmoniker – ein Monumentalroman, der Ausdrucksextreme durchmisst. Harte Marschrhythmen, schmiegsame Ländermelodien, visionäre Hochalmidyllen mit Kuhglocken, Schalmey und gläsernen Glitzerklängen treffen in rasantem Wechsel auf düstere Wildheit und Eiswind, auf höhnische Triller und grelle Xylophone, hochkomplex variiert und polyphon aufgefächert. Den dritten Hammerschlag hat Mahler getilgt, weil er das absolute Ende, das Versinken im Nihilismus bedeutet hätte. Als prophetisch wird das Kolossalgemälde von 1906 gedeutet, mit Blick auf die persönlichen

Schicksalsschläge, die den Komponisten bald trafen, wie auch als Menetekel der Katastrophen, die über das Jahrhundert hereinbrechen sollten.

Ein Riesenorchester war in der MuK aufgeboten, das die gemeißelten Tuttibalungen, die Klangwellen und Solopartien fulminant meisterte. Die Philharmoniker zeigten sich mit den vielen Aushilfen in Hochform. Da bestach die weit ausschwingende, schön gerundete Streicherkultur, glänzten die Holzbläser und die Blechbläser, allen voran die acht Hörner mit dem edel gestalteten Antonio Emilio Adriani Soto, waren die Schlagwerker artistisch im Einsatz auf und hinter der Bühne – ein technisches Niveau, wie man es von Spitzenensembles kennt. GMD Ryusuke Numajiri hatte die präzise Einstudierung besorgt und steuerte souverän den großem Apparat. Bei der umstrittenen Folge der Binnensätze folgte er dem Erst-

druck mit dem Scherzo an zweiter Stelle (wie viele Dirigenten), während Mahler bei der Essener Uraufführung und später in Wien dagegen das Andante nach dem martialischen Kopfsatz spielen ließ und das Scherzo an die dritte Position rückte. Dabei entsteht eine dramaturgische Kontrastwirkung und Zuspitzung der Finalwirkung, die auch Claudio Abbado übernahm.

Wie auch immer, Numajiri folgte im Interpretationskonzept eher einer ausgleichenden Tendenz, einer stromlinienförmigen Schmiegsamkeit, wodurch sich allerdings mancher Spannungsdurchhänger einstellte. Die vom Komponisten weit gestuften Pianowerte wurden nicht ausgeschöpft, Begleitstimmen überdeckten manche Solopartie (etwa das schöne Englischhornsolo im Andante), die geforderten Tempoänderungen mit den quasi filmischen Blenden hätten pointierter aus-

geführt werden können, insbesondere im Kopfsatz. Davon abgesehen erlebte man eine denkwürdige Aufführung, an der sich die Entwicklung der Philharmonikerkonzerte künftig messen wird.

*Wolfgang Pardey*

## Spiegelungen der Moderne

Das Programm des letzten NDR-Konzerts der Saison hatte noch Michael Gielen konzipiert, der dann im Oktober 2014 seine Dirigententätigkeit aus gesundheitlichen Gründen aufgeben musste. Der Altmeister, der sich das klassisch-romantische Repertoire von der Avantgarde her erschloss und mit Regisseur Hans Neuenfels an der Frankfurter Oper vor Jahrzehnten den Betrieb aufmischte, hatte eine Werkfolge entwickelt, die im Wiener Brennspeigel die verborgenen musikalischen Bezüge zwischen der Romantik und der Moderne um 1900 offenlegt, zwischen Schubert, Mahler und Webern. Ein ganz spezifisches Konzept, das Markus Stenz am 19. Juni beibehielt und wunderbar eindringlich vermittelte.

Weberns aphoristische Klanggesten aus Erinnerung, Trauer und Resignation in den Orchesterstücken op. 6 kamen als Collage, nämlich verschränkt mit Schuberts „Rosamunde“-Musik, die lange fälschlicherweise als etwas naiv qualifiziert wurde und nun in ihrer schattenhaften, zerbrechlichen Idylle berührte, als ein „Lächeln unter Tränen“. Faszinierend, wie die Stücke bruchlos ineinander übergingen, wie die fragilen Musikgespinste hochgradig expressiv wirkten und untergründig korrespondierten. Das NDR Sinfonieorchester meisterte die komplexe Musik überaus intensiv und klangschön. Traumhaft, wie Stenz nach dem abgründigen Webern-Schluss Schuberts Ent'acte ins Unhörbare verklingen ließ.

Thomas E. Bauer sang Mahlers Rückert-Lieder, existenzielle Bekenntnismusik, die der Bariton mit schönem Timbre, leicht ansprechender Höhe und bester Textartikulation eindrucksvoll ausmalte. Das Stimmvolumen begrenzte Bauer in der MuK, wodurch der verinnerlichte Grundton umso sensibler wirkte, zumal das Orchester eine Pianokultur entwickelte, die den ganzen Farbzauber der Partitur hauchzart illuminierte.

Schubert „Unvollendeter“, der Sinfonie h-Moll, gab Markus Stenz ein eigenständiges Konzept, schlank, transparent, strukturbewusst. Er vermied im episodischen Melodiefluss übertriebene Eindrücke, wie sonst oft gehört, und setzte auf Natürlichkeit, auf verfeinerte Wirkun-

gen, die erst in den Durchführungen der Sonatensatzstruktur zu zerklüftet aufgeschachtelter Ausdrucksstärke wuchsen. Damit akzentuierte der Dirigent Schuberts Relationen zur Moderne – ganz im Sinne der Programmidee. Die NDR Sinfoniker entwickelten ein attraktives Klangbild, auch bei den exponierten Holzbläsern, doch verwunderte es bei einem Spitzenorchester, dass Intonationstrübungen nicht blitzschnell korrigiert wurden. Viel Beifall gab es insgesamt für den spannenden Abend.

*Wolfgang Pardey*

## Anmerkungen zu Emanuel Geibel aus Anlaß des „Geibeljahres-2015“

„Wären meine Lieder Perlen“ – unter diesem Motto hat der Verein „Operette in Lübeck“ bereits im Jahre 2008 das „Lübecker Geibel-Projekt“ ins Leben gerufen.

Zum Beginn des „Geibel-Jahres 2015“ – der 200. Wiederkehr des Geburtstages des Lübecker Dichters und Ehrenbürgers eine Anekdote: Ein Professor hält im Großen Saal der „Gemeinnützigen Gesellschaft“ in Lübeck einen Vortrag über den in Lübeck geborenen Lyriker Emanuel Geibel. Als er mit dem Satz beginnt: „Geibel war zu seiner Zeit einer der bedeutendsten Lyriker“, sagt eine ZuhörerIn vernehmlich zu ihrer Nachbarin: „Was? Lyriker soll er nun mit einmal sein? Dabei weiß doch jeder, daß er Lübecker ist!“

Diese Anekdote muss älteren Datums sein, denn man wagt zu behaupten, dass heute kaum mehr ein Lübecker weiß, wer Geibel war.

Die 200. Wiederkehr des Geburtstages von Emanuel Geibel bietet besonderen Anlass, des Dichters zu gedenken, der als einer der größten Söhne seiner Lübeckischen Heimatstadt gefeiert wurde, und dessen Dichtungen gleichwohl in unverdient geringem Umfang bekannt sind. Emanuel Geibel hat seine Heimatstadt geliebt wie vor und nach ihm kaum ein anderer und er hat ihr die schönsten Perlen seiner dichterischen Muse geweiht. Aber die Erinnerung an ihn ist in der Hansestadt Lübeck ganz erstaunlich gering.

„Was Geibel die Gunst des Publikums erwerben ließ“, so urteilt Karl Goedeke über ihn – mit sehr treffendem Blick und einem über die Zeitbegrenztheit hinaus gültigen Wertmaßstab – „war die sichtbare Übereinstimmung seiner Poesie mit seinem ganzen Wesen und das Positive in einer Zeit der Negation“.

Die Tatsache, dass Geibel z.B. im Jahre 1912 – nachgewiesenermaßen – öfter vertont worden war und damit vielleicht noch bekannter war als Goethe, überrascht heutzutage. Zu den rund 3.700 Werken, die nach seinen Texten komponiert worden sind, gehören die schönsten Lieder, die das 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Natürlich sind viele von ihnen in Vergessenheit geraten. Aber so, wie sich der Verein „Operette in Lübeck“ um vergessene Werke der leichten Muse kümmert, so bemüht er sich auch um Geibel und die vergessenen Vertonungen seiner Texte. Was früher Bestand hatte, ist verschwunden. Man sollte aber „herüberretten“, was zu retten lohnt. Und auch heute noch ist es nötig, „Verklungenes neu anzustimmen“.

Auch heute noch vermögen Geibels Texte die Herzen der Menschen zu bewegen. Das Lübecker Geibel-Projekt unter dem Motto „Wären meine Lieder Perlen“ läßt eine vergangene Zeit lebendig werden – in Wort und Ton.<sup>1</sup>

Auch auf der Höhe seines Dichterruhms, der weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinausstrahlte, bekannte Emanuel Geibel seine untrennbare Verbundenheit mit der Heimat: „In den Lorbeerwäldern des schönen Südens, an den rheinischen Rebenbergen, an der königlichen, wasserstolzen Spree, wie in den glänzenden Kunsthallen an der Isar beschlich mich immer wieder Heimweh nach den Stätten meiner Jugend, und ich fand nicht Ruhe, bis ich die wohlbekanntesten Türme vor mir aufsteigen sah und das Geläute der Glocken von Sankt Marien hören konnte.“

Und der Poet wurde in seiner Heimatstadt von einstimmiger Liebe und Verehrung der ganzen Bevölkerung getragen. Wenn er durch die alten Straßen schritt, die seit Jahrhunderten im Eigentlichen ihren Charakter kaum verändert haben, so umgaben sie nach dem Bericht eines Zeitgenossen sein Bild wie mit einem schön angepassten Rahmen, man fühlte, er gehörte hierhin. Karl von Holtei, der schlesische Dichter, erzählt von der allgemeinen Beliebtheit, deren Geibel sich in seiner Heimat erfreuen durfte: „Jeder Mensch weiß von ihm; Arbeitsleute zeigen dem Fragenden den Weg nach Geibels Wohnung, und sie tun es mit einem unverkennbaren Ausdruck von Stolz.“

*Michael P. Schulz*

<sup>1</sup> Die Hörbücher, die im Handel bereits vergriffen sind, können über die Geschäftsstelle des Vereins OPERETTE in LÜBECK e.V. (Telefon: 0451 - 69813) noch bezogen werden!

## Möwen in Travemünde

Wenn es in Häfen keine Möwen mehr gibt, wirken sie steril und irgendwie tot. Davon kann in Travemünde keine Rede sein. Hier sind Fischer und Möwen zu Hause wie eh und je. In diesen Tagen konnte man die Möwen hautnah bei ihrem Brutgeschäft beobachten. Sie nisteten zum Beispiel auf den Dalben entlang der Travepromenade und ließen sich weder von dem Treiben auf der Promenade noch dem Schiffsverkehr auf der Trave stören. Natürlich ist es oben auf den Dalben eng. Da können die Küken nicht heranwachsen. Nach ein paar Tagen schon ist kein Platz mehr. Da fallen sie ins Wasser oder werden vielleicht sogar hineingestoßen. Dann spaddeln sie ans Ufer, taumeln auf den Steinen und schreien nach Futter. Nacheinander kommen die Eltern angeflogen, würgen das vorverdaute Futter aus, auf das die Küken sich gierig stürzen. Ein faszinierendes, anrührendes Schauspiel und Lehrstück zugleich. *Hans-Ludwig Quandt*



# Unternehmenskultur – „Die Zukunft liegt im kühlen Norden!“

## Erkenntnisse vom HanseBelt Zukunftskongresses zur Stärkung der Wettbewerbsfähigkeit der Region

Thomas-Markus Leber, Unternehmensberater in Lübeck

Die Welt wächst zusammen. Politische und ideologische Grenzen verschwinden, Handelsbarrieren und Zölle werden abgebaut. In den letzten zwanzig Jahren haben sich die Voraussetzungen für den weltweiten Handel und den Wirtschaftsverkehr erheblich verbessert. Innovative Informations- und Kommunikationstechnologien bieten neue, nahezu grenzenlose Möglichkeiten. Diese Entwicklungen vollziehen sich mit einer enormen Dynamik und eröffnen vielfältigste Chancen und Möglichkeiten.

Gleichzeitig bedeuten radikale Veränderungen im sozialen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Bereich aber auch neue Herausforderungen. In den Fokus rücken hierbei beispielsweise Faktoren wie die steigende Komplexität, der demographische Wandel, der Wandel der Geschlechterrollen, die Veränderungen in der Arbeitswelt, die zunehmende Individualisierung sowie die neue digitale Kultur. Wem es gelingt, gute Antworten auf diese Herausforderungen zu finden, der wird auch im globalen Wettbewerb um die besten Köpfe, um Innovationen und um Investoren die Nase vorne haben.

Vor diesem Hintergrund bemühen sich viele Unternehmen, Städte, ja sogar ganze Regionen immer wieder um „Alleinstellungsmerkmale“, sogenannte „USPs“ (Unique Selling Propositions), die gewisse Wettbewerbsvorteile im globalen Wettbewerb versprechen. Auch in Lübeck ist es in der Vergangenheit immer wieder gelungen, entsprechende Alleinstellungsmerkmale zu definieren.

### Die Alleinstellungsmerkmale einer Region

Die Stadt blickt auf eine lange und erfolgreiche Kaufmannsgeschichte zurück, die stark mit der historischen Hanse verbunden ist. Als Mitte des 12. Jahrhunderts (sog. frühhanseische Zeit) den Lübecker Kaufleuten entsprechende Privilegien verliehen wurden, vollzog sich ein rasanter wirtschaftlicher Aufstieg. Die Stadt wurde zum Motor der Kaufmannshanse und entwickelte sich zum „Caput omnium“, zum „Haupt“, zur „Königin der Hanse“ und damit zu einem ökonomischen Zentrum im Norden.

Mit der Ausweitung der Geschäfte wuchs aber gleichzeitig auch die Notwendigkeit „moderne“ Unternehmensstrukturen zu entwickeln. Die Kaufleute sammelten Wissen, generierten eigenes Wissen und Kompetenz, entwickelten effektive Geschäftsführungsmethoden, optimierten die Buchführung, gründeten Handelsgesellschaften und rationalisierten das Geschäft. In Lübeck entstand ein weltoffenes, innovatives Unternehmertum, das die Stadt zum ökonomischen und logistischen Zentrum machte und ihr Reichtum ermöglichte. Die Lübecker Kaufleute schrieben europäische Wirtschafts-geschichte. Sie wurden getrieben von ihrem Unternehmerteil, der Risikofreude, der Weltoffenheit, der Erkenntnis, dass internationale Zusammenarbeit notwendig ist, aber auch von der Sehnsucht nach Neuerungen sowie ihrer Beharrlichkeit. Diese Wertvorstellungen haben Jahrhunderte überdauert und gelten heute noch, obwohl sich viele Rahmenbedingungen inzwischen verändert haben.

### Die HanseBelt Initiative, eine freiwillige Unternehmensinitiative der Region

Ganz im Sinne der Vorfahren haben sich 42 namhafte Unternehmer aus Lübeck und der Region vor einiger Zeit zur HanseBelt Initiative zusammengefunden, um mit neuen Ideen und Impulsen den HanseBelt als europäische Zukunftsschule zu etablieren. Für den Vorstoß sprechen gute Gründe: So eröffnen die zentrale Lage zwischen den Metropolen Hamburg und Kopenhagen, der direkte Zugang zum Ostseeraum sowie attraktive Rahmenbedingungen in den Bereichen Wirtschaft, Forschung, Bildung sowie Lebensqualität vielfältige Möglichkeiten für Talente, für Innovatoren und für Investoren.

Nach Vorstellung der Initiatoren sollte sich die Region nun als weiteres Alleinstellungsmerkmal mit einer modernen, offenen und authentischen Unternehmenskultur im Wettbewerb positionieren, die hanseatische und skandinavische Denkweisen miteinander verbindet. Die Mitgliedsunternehmen haben sich vor einem Jahr darauf verständigt und in einer Charta

verpflichtet. Erste Projekte konnten zeitlich umgesetzt werden. So realisierten einzelne Unternehmen eine verbesserte Mitbestimmung, ein fortschrittliches Gesundheitsmanagement sowie neue Arbeitszeitmodelle.

### Der Zukunftskongress der HanseBelt Initiative

Ein weiterer Meilenstein der HanseBelt Initiative war ein Zukunftskongress, der in der Lübecker MUK Ende 2014 durchgeführt wurde. Mehr als 200 Vertreter aus Wirtschaft, Gesellschaft und Politik folgten der Einladung, um mehr über das Konzept und die Perspektiven zu erfahren. Zu den Gästen zählte auch der schleswig-holsteinische Wirtschaftsminister Reinhard Meyer, der ehemalige dänische Außenminister Villy Søvndal, Bürgermeister Saxe, die Senatoren Möller und Schindler, viele Unternehmensvertreter sowie Vertreter der Kaufmannschaft, der IHK und weiterer Verbände.

In seiner leidenschaftlichen Eröffnungsrede unterstrich Bernd Jorkisch als Vorsitzender der HanseBelt Initiative und Vizepräsident der IHK zu Lübeck die Bedeutung der „HanseBelt-Kultur“. „Der Markt dreht sich immer mehr zugunsten der Bewerber. Sie bestimmen künftig entscheidend die Unternehmenskultur“. Dies müsse nicht zwingend ein Nachteil sein, sondern könne auch Chancen

### Redaktionsschluss

für das am 12. September erscheinende Heft 14 der Lübeckischen Blätter ist am Donnerstag, 3. September 2015.



**Möbelwerkstätten**  
www.arps-moebel.de  
**Steven Arps**  
Tischlermeister  
Kronsforder Hauptstr. 12  
23560 Lübeck-Kronsförde  
**Tel. 0 45 08/74 81+18 25**  
Fax 0 45 08/79 1 20

eröffnen, wenn diesen veränderten Bedürfnissen mit einer veränderten Unternehmenskultur entsprochen würde. Für Jorkisch insoweit logisch: „Die Zukunft liegt im kühlen Norden!“ „HanseBelt ist Zukunftswelt!“

Auch Norbert Basler, Aufsichtsratsvorsitzender der Basler AG und Mitbegründer der HanseBelt Initiative, stellte die Bedeutung der Unternehmenskultur als Zukunftsthema und als Erfolgsfaktor im globalen Wettbewerb heraus. „Unternehmen, egal welcher Branche und Größe, werden sich den Megatrends stellen müssen. Eine moderne Unternehmenskultur spielt dabei eine große Rolle“.

Wirtschaftsminister Meyer begrüßte die Initiative aus der Wirtschaft und den damit verbundenen Aufbruch. Mit Nachdruck wies der Minister auf die positiven Effekte für Wirtschaft und Tourismus hin, riet aber auch zu rechtzeitigem Handeln. „Auf Lolland wird bereits intensiv Deutsch gelernt“, berichtete er.

Der ehemalige dänische Außenminister Villy Søvndal brachte den Gästen die Kultur dänischer Unternehmen näher und empfahl sie als geeignete Kooperationspartner. Er skizzierte die flachen Hierarchien, die Offenheit der Dänen gegenüber anderen Ländern und Kulturen sowie das gelebte Fairplay. Weiterhin beschrieb er eine stabile Gesellschaft mit gut ausgebildeten Menschen.

Hauptredner der Veranstaltung war Patrick D. Cowden, ein ehemaliger Top-Manager, der in seinem Vortrag „Neustart – das Ende der Wirtschaft wie wir sie kennen“ eine neue Führungskultur vorstellte. Cowden beschrieb Systeme, die lediglich auf Profit, auf Wettbewerb und auf den Verbrauch von Ressourcen ausgerichtet sind als Auslaufmodelle. Stattdessen sollten die Mitarbeiter stärker in den Fokus gerückt werden. „Nicht nackte Zahlen und Rendite müssen im Mittelpunkt stehen, sondern der Mensch“. Cowden forderte die Arbeitgeber auf, gemeinsam mit den Beschäftigten eine Kultur des Miteinanders zu finden und eine Verbindung moderner unternehmerischer, aber auch menschlicher Werte zu schaffen. Diese Werte und Tugenden sowie Vertrauen und Respekt seien entscheidende Erfolgsfaktoren und sollten gepflegt werden, mahnte der Manager. Er bedauert, dass gerade der Faktor Vertrauen immer wieder unterschätzt wird. Cowden erinnerte an die Werte und Tugenden der Hanse. Diese sollten genutzt werden, wenn es darum geht,

Antworten auf Zukunftsfragen zu finden. Die Entscheidung der Initiatoren, die Unternehmenskultur als Schwerpunktthema anzugehen, fand seine volle Zustimmung. „Diese Selbstverpflichtung von Impulsgebern einer ganzen Region ist einzigartig“. Er machte den Beteiligten Mut die Charta konsequent umzusetzen.

Wie bedeutsam der Wertewandel in der jüngeren Generation für Arbeitgeber sein kann, wurde deutlich als Schüler der Anne-Frank-Schule aus Bargtheide – eben jener Schule, die 2013 als „Schule des Jahres“ ausgezeichnet wurde – Gelegenheit bekamen, ihre Vorstellungen von einer zukünftigen Arbeitswelt im Rahmen von Rollenspielen aufzuzeigen. Manch ein Gast mag sich verwundert die Augen gerieben haben, als die Schüler eine „Work-Life-Balance“ einforderten, also ein ausgeglichenes Verhältnis zwischen Arbeits- und Privatleben, flache Hierarchien, eine offene interne Kommunikation und ein funktionierendes Konfliktmanagement. Darüber hinaus wünschten sich die Schüler ein umfangreiches betriebliches Gesundheitsmanagement und eine helle und freundliche Arbeitsumgebung mit „Entspannungseln“ und Photovoltaikanlagen auf dem Dach. Für skandinavische Arbeitnehmer gehören viele dieser Elemente schon heute zur Unternehmenskultur und haben sich bewährt.

## Die skandinavische Unternehmenskultur

Charakteristisch für skandinavische Unternehmen sind kleine Einheiten mit flachen und informellen Hierarchien. Diese ermöglichen eine offene, teamgeprägte Unternehmenskultur, eine hohe Flexibilität und eine hervorragende Innovationsfähigkeit. Die Kommunikation ist offen, das Duzen auch über Hierarchiestufen hinweg üblich. Als Führungsstil hat sich der partizipative Führungsstil durchgesetzt, bei dem die Gedanken und Ideen der Mitarbeiter in die Entscheidungsfindung einbezogen werden.

Die „Work-Life-Balance“ ist ebenso selbstverständlich wie die Rücksichtnahme auf private Belange. Die skandinavische Unternehmenskultur kennt keine Ausschließlichkeit von Familie oder Beruf. Geschäftsbesprechungen ab 17.00 Uhr gelten als „no go“. Verpönt ist auch die bloße „Anwesenheitskultur“. Bemerkenswert sind dagegen eine spezielle Fehlerkultur und eine Vertrauenskultur.

Im Ergebnis haben die Skandinavier gute Erfahrungen mit ihrer Unternehmenskultur gemacht. Viele Maßnahmen haben sich positiv auf das Miteinander, auf die Mitarbeiterzufriedenheit, aber auch auf die Arbeitsleistung und die Innovationskraft ausgewirkt. Die Unternehmen profitieren davon, werden als attraktive Arbeitgeber wahrgenommen und haben bessere Chancen neue Mitarbeiter zu finden.

Natürlich steht auch in Skandinavien die Mitarbeiterleistung an erster Stelle. Es wird sogar ein Mehr an Eigenverantwortung, an Eigeninitiative und an Offenheit eingefordert. Manche Dinge gestalten sich jedoch etwas anders. So kann die Entscheidungsfindung aufgrund des partizipativen Führungsstils auch einmal länger dauern. Die Mitarbeiter sollen und müssen einbezogen werden.

Der Vorstoß der Initiatoren, die bestehende, über Jahrhunderte gewachsene hanseatische Unternehmenskultur um einzelne Elemente der skandinavischen Unternehmenskultur zu bereichern hat das Potential, viele positive Effekte für die Mitarbeiter und die Unternehmen zu schaffen. Der Erfolg hängt aber davon ab, ob und wie es gelingt, veränderte Umstände und Rahmenbedingungen sowie regionale und kulturelle Unterschiede zu berücksichtigen. Selbst in Skandinavien konnte sich bislang keine einheitliche Unternehmenskultur ausbilden. Zu groß waren die länderspezifischen Besonderheiten und dadurch hervorgerufen auch die differierenden Ausprägungen der Unternehmenskultur.

Die moderne Unternehmenskultur wird die HanseBelt Initiative weiter beschäftigen. Der 2. HanseBelt Zukunftskongress ist bereits terminiert. Am 8. Dezember 2015 wird es in der Lübecker MUK um die Frage gehen: „Neue Unternehmenskultur: Wie gewinnt man die Generation Y?“ Die 2. HanseBelt Arbeitskonferenz wird bereits am 22. September 2015 in den Media Docks Lübeck stattfinden. Thema dort: „Unternehmensorganisation und Führung neu denken“.

**Sie finden uns auch im Internet:**

[www.luebeckische-blaetter.info](http://www.luebeckische-blaetter.info)

**und neuerdings auch unter:**

[www.unser-luebeck.de](http://www.unser-luebeck.de)



## Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit

Direktor: Titus Jochen Heldt, Königstraße 5,  
23552 Lübeck, Tel.: 7 54 54, Telefax 79 63 54,  
Büro montags bis freitags ab 9 Uhr geöffnet

Stellvertretende Direktorin: Antje Peters-Hirt  
Bankkonto: Sparkasse zu Lübeck  
IBAN DE85 2305 0101 0001 0000 17 BIC NOLADE21SPL

E-Mail: [info@die-gemeinnuetzige.de](mailto:info@die-gemeinnuetzige.de) Internetadresse: [www.die-gemeinnuetzige.de](http://www.die-gemeinnuetzige.de)

## BESONDERE AKTIVITÄTEN UND ANGEBOTE

**mittwochsBILDUNG:** Verantwortlich: Antje Peters-Hirt.

### FamilienBildungsStätte:

Fortbildung im familiären Bereich und auf dem Gebiet der Gesundheitspflege. Leitung: Ute Mardfeldt. Büro: Jürgen-Wullenwever-Straße 1. Geöffnet montags bis donnerstags 9 bis 16 Uhr und freitags 9 bis 12 Uhr (Tel.: 647 72). Verantwortlich: Angelika Richter.

### Haushilfe für ältere Mitbürger:

Entsendung von Haushilfen in Haushaltungen von älteren Mitbürgern. Büro: Königstraße 5, I. Stock (Tel.: 701 19), montags und mittwochs von 9 bis 11 Uhr. (Tel.: 79 74 26 zwischen 8 und 9 Uhr am Dienstag, Donnerstag und Freitag) Leitung: Gabriele Liedtke. Verantwortlich: Doris Mührenberg

### Wohnungen und Läden:

Auskünfte durch Geschäftsstelle, Königstraße 5, (Tel.: 75454) oder Lübecker Bauverein, (Tel.: 610570)

### Konzertsaal Kolosseum:

Ansprechpartner Ole Nissen, Kronsfordter Allee 25, (Tel.: 3002572)

**Theaterring:** Ein Opernanrecht im Großen Haus und zwei Schauspielrechte in den Kammerspielen und im Großen Haus des Theaters Lübeck. Auskunft Königstraße 5 (Tel.: 75454). Verantwortlich: Claus-Peter Lorenzen.

**Tochtergesellschaften und -vereine:** Verein für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde, Dr. Jan Lokers, Mühlendamm 1-3, Tel.: 122-41 50. **Gesellschaft für Geographie und Völkerkunde zu Lübeck**, Dr. Renate Kastorff-Viehmänn, Starenweg 7, 23611 Bad Schwartau, Tel.: 28 11 70. **Naturwissenschaftlicher Verein zu Lübeck**, Museum für Natur und Umwelt, Dr. Wolfram Eckloff, Mühlendamm 1-3, Tel.: 1 22-41 20. **Overbeck-Gesellschaft Verein von Kunstfreunden e. V. Lübeck**, Dieter Witasik, Königstr. 11, Tel.: 7 47 60. **Natur und Heimat Verein für volkstümliche Natur- und Heimatkunde zu Lübeck e. V.**, Silvia Flinker, Kahlhorststr. 30a, 23562 Lübeck, Tel.: 70735 76. **Photographische Gesellschaft Lübeck e. V.**, Dr. Iris Bähren, Sandstraße 14, Tel.: 3 84 68 80. **Musik- und Orchesterfreunde Lübeck e. V.**, Rüdiger Peters, Kastanienallee 5, 23562 Lübeck, Tel.: 58 31 80. **Gemeinnütziger Verein zu Travemünde e. V.**, Rudolf Lichtenhagen, Mecklenburger Landstr. 52a, 23570 Lübeck, Tel.: 04502/742 16. **Plattdütsche Volksgill to Lübeck e. V.**, Brigitte Koscielski, Zieithener Straße 25, 23909 Ratzeburg, Tel.: 04541/5343. **Frauenarbeitskreis in Lübeck e. V.**, Hannelore Wöhlk, Tel. 7 88 06 (Kleiderkammer). **Rechtsfürsorge e. V. „Resohilfe“**, Hans-Jürgen Wolter, Meesenring 2, Tel.: 66044. **Gemeinnütziger Verein Lübeck-Schlutup e. V.**, Achim März, Bardowiekter Weg 51, Tel.: 690454. **Gemeinnütziger Verein Kücknitz e. V.**, Georg Sewe, Hudestraße 88, Tel.: 301077. **Grüner Kreis Lübeck e. V.**, Gundel Granow, Hauptstraße 8a, 23860 Klein Wesenberg, Tel./Fax: 04533/8535. **Verein für Familienforschung e. V. Lübeck**, Gerhard Huß, Gertrudenstraße 5, 23568 Lübeck, Tel.: 34945. **Gem. Verein e. V. für die Stadtteile Eichholz, Krögerland, Wesloe und Brandenbaum**, Rolf Schulze, Am Distelberg 20, 23564 Lübeck Tel.: 601738 605516. **Ehemalige und Freunde der Lübecker Knabenkantorei an St. Marien e. V.**, Juliane Deecke, Gustav-Falke-Str 84, 23562 Lübeck, Tel.: 596473. **Fritz Reuter Gesellschaft e. V.**, Im Neuen Tor, Neutorstraße, 17033 Neubrandenburg, Tel.: 0395/5442753; Prof. Dr. Dr. Jürgen Grote, Am Eselsweg 44, 55128 Mainz, Tel.: 06131/361131. **Förderverein Museum Burgkloster zu Lübeck e. V.**, Dr. Rolf Hammel-Kiesow, Langer Lohberg 51, Tel.: 794096. **Verein der Freunde der Stadtbibliothek Lübeck e. V.**, Dagmar Pohl-Laukamp, Elsässer Straße 39. **Lübecker Ballettfrunde e. V.**, Michael P. Schulz, Rathenaustraße 21, Tel.: 492339. **Lübecker Singakademie e. V.**, Dr. Katja Pawolofsky-Troch, Eckenerstr. 9, 23568 Lübeck, Tel.: 33362. **Lübecker Autorenkreis und seine Freunde**, Klaus Rainer Goll, Tüschener Weg 11, 23627 Groß Sarau, Tel.: 04509/8250. **Archäologische Gesellschaft der Hansestadt Lübeck e. V.**, Alfred Falk, Wakenitzmauer 1b, Tel.: 73006. **Verein für Betreuung und Selbstbestimmung in Lübeck e. V.**, Bernd-Michael Schumann, Pleskowstr. 1 b, Tel.: 609 11 20. **Förderverein Naturbad Falkenwiese e. V.**, Andreas Pawlowski, Moltkestraße 40, Tel.: 793129. **Theater Partout e. V.**, Uli Sandau, Theaterhaus Königstraße 17, Tel.: 3969089. **Anwohnerverein Buntekuh e. V.**, Peter Keusch, Ewerstraße 35, 23558 Lübeck, Tel.: 891677, Fax.: 8895727 **Förderverein Bürgerhaus Vorwerk-Falkenfeld e. V.**, Willi Meier, Elmar-Limberg-Platz 6, 23554 Lübeck, Tel.: 01774835471. **Internationale Dieterich-Buxtehude-Gesellschaft e. V.**, Dr. Joachim Walter, Jerusalemberg 4, 23568 Lübeck, Tel.: 01774835471. **Gemeinnütziger Verein Naturbäder Lübeck e. V.**, Claus Burgdorff, An der Falkenwiese 18, 23564 Lübeck, Tel.: 75012, Harald Drögsler, Wakenitzufer 11, 23564 Lübeck, Tel.: 61129580, Andreas Pawlowski, Moltkestr. 40, 23564 Lübeck, Tel.: 793129. **Förderverein für Lübecker Kinder e. V.**, Prof. Dr. Hans Arnold, Dohlenweg 20a, Tel.: 594639. **tribühne Theater e. V.**, Rodolphe Bonnin/Cornelia Koch, Eckener Str. 25, Tel.: 7907797. **Förderkreis KOKI, Kommunales Kino Lübeck e. V.**, Andres vom Ende, Mengstr. 35, Tel. 1 22 12 87. **Deutsch-Italienische Gesellschaft Lübeck e. V.**, Susanne Resch, Jürgen-Wullenwever-Straße 11, Tel.: 3844146. **Deutsch-Ibero-Amerikanische Gesellschaft Lübeck e. V.**, Klaus-Peter Roggon, Lübecker Str. 23, 23909 Ratzeburg, Tel.: 04541/5530. **Gemeinnütziger Verein für Lübeck-Moisling/Genin und Umgegend e. V.**, Günter Ambrosius, Hinter den Kirschkatzen 16, 23560 Lübeck, Tel.: 806693

### Impressum: LÜBECKISCHE BLÄTTER

[www.luebeckische-blaetter.info](http://www.luebeckische-blaetter.info)

**Herausgeberin:** Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, Königstraße 5, 23552 Lübeck, Telefon: 75454, Telefax: 796354. Verantwortlich: Doris Mührenberg.

**Verantwortlicher Redakteur (Vi.S.d.P.):** Dr. Manfred Eichhöler, Telefon: (0451) 5808324, E-Mail: [info@luebeckische-blaetter.info](mailto:info@luebeckische-blaetter.info)

**Die Zeitschrift** erscheint 14-täglich außer in den Monaten Juli/August. Die Artikel stellen keine offiziellen Meinungsäußerungen der Gesellschaft dar, sofern sie nicht ausdrücklich als solche gekennzeichnet sind. Für den Abdruck von Artikeln und Fotos wird eine Vergütung nicht gewährt. Die Kürzung eingesandter Artikel bleibt vorbehalten. Einzelpreis: € 2,10. Für Mitglieder der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

**Verlag und Druck:** Max Schmidt-Römhild KG, Mengstraße 16, 23552 Lübeck, Telefon: 7031-207, Telefax: 7031-242. E-Mail: [info@schmidt-roemhild.de](mailto:info@schmidt-roemhild.de).

**Anzeigenberatung (Vi.S.d.P.):** C. Kermel, E-Mail: [ckermel@schmidt-roemhild.com](mailto:ckermel@schmidt-roemhild.com), Telefon: (0451) 7031-279, Fax: (0451) 7031-280.

ISSN 0344-5216 · © 2015

**SCHMIDT  
RÖMHILD** DEUTSCHLANDS  
ÄLTESTES  
VERLAGS- UND  
DRUCKHAUS